Erich Glagau

Der Traum

vom großen Geld

Erich Glagau

Der Traum vom großen Geld

Heitere und satirische Kurzgeschichten

Copyright 1993 by

Verlag Werner Symanek • Postfach 5 44 • W-4390 Gladbeck • Telefon (02043) 3 47 56 • Telefax (02043) 3 36 49

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-927773-10-7

1. Mein Freund Hippolyt 5
2. Lieben Sie immer noch grün? 8
3. Eheglück mit Garantie 11
4. Die ungeahnten Folgen einer Kur 15
5. Eine fabel-hafte Eselei 20
6. Das Knoff Hoff 22
7. Alle Mäner sind so! 33
8. Das glaubt doch keiner! 36
9. Lifting ist „in" 41
10. Camillas Weihnachtsaufsatz 45
11. Geld oder Liebe! 50
12. Der Traum vom großen Geld 55
13. Ich kenn mei Veegel an de Feddre! 60
14. Swjerjok 66
15. Nur nicht verzagen! 70
16. Der Zweck heiligt die (Geld-)Mittel 72
17. Auf, nach Spanien! 74
18. Es lebe der Datenschutz! 79
19. Die Taufe 92

*

Mein Freund Hippolyt

In diesem Sommer war ich wieder einmal bei meinem Freund in der Schweiz. - Ach so, Sie wollen zuerst wissen, wie ein Mensch Hippolyt heißen kann und ob das überhaupt sein Name sei. Sie können mir glauben, mein Freund heißt so! Wahrscheinlich hat ein römischer Verehrer der Griechen in der südlichen Schweiz seine Nachkommen hinterlassen. Anders kann ich mir das auch nicht erklären. Und von meinem Freund habe ich nichts weiter erfahren können, als daß dieser Name seit Generationen übertragen wurde. Aber er wehrt sich dagegen, wenn man ihn mit „als der vom Pferd Gefallene" übersetzt.

Ich bin ihm schon lange mit einer tieferen Frage hinterher: Sind seine Marotten seines Namens wegen entstanden, oder wären sie auch da, wenn er Franz oder Heribert heißen würde?

Vielleicht ist die Bezeichnung Marotten gar nicht richtig. Sie klingt so abfällig. Und das soll es auf keinen Fall, denn mein Freund Hippolyt ist ein durchaus ernstzunehmender und mit viel Herz ausgestatteter Mensch. Was man erst dann begreifen kann, wenn man längere Zeit mit ihm gelebt hat.

Sie alle werden bereits davon gehört haben, daß es Menschen gibt, die mit ihren Blumen sprechen. Wie Prinz Charles von England zum Beispiel. (Ich tue es ja selber auch!) Das ist also eine weitbekannte Art, mit seinen Gewächsen zu leben.

Aber haben Sie schon einmal davon gehört, daß diese angesprochenen Pflanzen geantwortet hätten? - Sehen Sie, da kommen Sie ins Grübeln. Und am Ende werden Sie sagen: Also, nein, ich habe wohl mit ihnen gesprochen, aber andersrum lief nichts.

Alle, die ich befragte, haben mir eine negative Antwort gegeben. Mein Freund Hippolyt aber nicht! Als ich ihm diese Frage stellte, sagte er:

„Nun setz dich erst einmal hin! Ich muß dir das in aller Ruhe erklären. - Das gegenseitige Sprechen kam nicht von heute auf morgen. Es hat sehr lange gedauert, bis ich überhaupt wahrnehmen konnte, daß mir geantwortet wurde. Ich mußte richtig in meine Blumen und Pflanzen und auch die Bäume draußen hineinhorchen. Ihre Sprache gleicht etwa einer Mischung von Ungarisch und Chinesisch."

„Warum gerade Ungarisch und Chinesisch?" wollte ich wissen.

„Das meine ich nur vergleichsweise, weil diese beiden Sprachen für alle anderen Menschen außerordentlich schwer verständlich sind und für unsere Ohren besonders fremd klingen. Genauso und noch viel unver-

ständlicher wirken die Ausdrücke aller Gewächse, wozu auch noch die verschiedenen Idiome der einzelnen Pflanzenarten kommen. - Man könnte als Vergleich auch das Schwyzerdütsch mit dem reinen Hochdeutsch heranziehen. Dies aber um das Tausendfache verstärkt in der Abweichung."

„Und dieses Schwyzerdütsch-Ungarisch-Chinesische verstehst du? - Und kannst du denn auch dolmetschen?"

„Aber sicher kann ich das!" sagte mein Freund Hippolyt in reinstem Schwyzerdütsch.

„Na, dann mal los! Frag doch mal diese Geranie hier, was sie vom Wetter hält! Ob es schön bleibt, oder ob es bald einen Umschwung geben wird."

Mein Freund machte einen Schritt auf die Geranie zu, beugte seinen Kopf zu ihr und tat, als wenn er lausche. Als mir die Augenblicke zu lang erschienen, wollte ich nachhelfen:

„Hippolyt, du mußt ihr doch zuerst die Frage stellen, damit sie weiß, um was es geht!"

Er drehte sich zu mir um und klärte mich auf:

„Diese Geranie hat dich längst beobachtet und deine Frage verstanden. - Das kann manchmal zu einem Problem werden, wenn ich Gäste habe, die sich ungebührlich benehmen. Ich bekomme dann später die bittersten Vorwürfe. Es würde ihnen ein solcher Umgang die Lebensfreude einschränken und sie könnten sich nicht vorstellen, daß es für mich von Vorteil sein sollte."

Nach dieser Belehrung sah ich mich scheu um und bekam wohl auch einen roten Kopf. Denn es wäre mir doch sehr peinlich gewesen, wenn sich die Blumen in diesem Zimmer später über mich beklagen würden.

Hippolyt lauschte weiter, während ich schüchtern wartete. Dann drehte er sich zu mir um, schmunzelte und gab die Erklärung:

„Diese Geranie hat viel von meiner Grundeinstellung angenommen. Sie ist immer zu Späßen aufgelegt. Sie scheut sich auch nicht, mich gelegentlich auf den Arm zu nehmen. Wir tun es gegenseitig und gehen dabei nie so weit, daß sich der andere gekränkt fühlen kann."

„Das freut mich alles zu hören, Hippolyt, aber ich bin so gespannt auf ihre Antwort!"

„Na gut! Vielleicht gab sie gerade diese Antwort, weil du so offensichtlich zweifelst. Also hier ist sie. Sie sagt:

„Kräht der Hahn auf seinem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt, wie es ist!"

„Du bist verrückt, Hippolyt!" konnte ich nur herausplatzen. „Das hat sie doch nie und nimmer gesagt!"

„Mein lieber Freund aus dem kalten Norden," sagte Hippolyt mit ernstem Gesicht und entschuldigendem Blick in Richtung seiner Geranie, „du solltest dich etwas mehr im Zaum halten. Diesen Ton vertragen meine Lebensgefährten nicht von jedem. Bitte, bereite mir keinen Ärger! Zwar sind sie nicht so nachtragend wie die Menschen, aber sie sind feinfühliger und lieben keinen dreisten Humor."

„Nun gut, ich bitte vielmals um Entschuldigung und gelobe Besserung! - Aber woher kennt denn deine verehrte Geranie solche Sprüche, wie den vom krähenden Wetterhahn? Geht das mit rechten Dingen zu? Um mich mal vorsichtig auszudrücken."

„Ich muß zugeben, daß meine Geranie das von mir gelernt hat. Auch bei uns Menschen wächst ja nicht alles auf dem eigenen Mist. Wie oft gebrauchen wir sogenannte Geflügelte Worte, die aus einer Zitatensammlung stammen. Warum sollte dieses Recht nicht auch meinen Pflanzen eingeräumt werden?"

„So gesehen hast du natürlich recht, und ich will diese Antwort gelten lassen," sagte ich mit einem versöhnlichen Blick zur Geranie. „Aber bitte, frag sie doch noch einmal, was sie von der Entwicklung des Wetters hält."

Mein Freund Hippolyt beugte sich wieder zum Fenster und steckte sein Ohr fast in die Pflanze hinein. Aber schon im nächsten Augenblick richtete er sich mit einem Ruck auf, klatschte in die Hände und lachte, als hätte er einen ganz neuen und schlagfertigen Witz gehört.

Er konnte sich nicht beruhigen, schlug sich auf den Oberschenkel, schüttelte immer wieder den Kopf und sah mich an, als hätte ich einen Grand mit Vieren verloren.

„Nimm es mir nicht übel, mein Lieber! Meine Pflanzen haben dich mit deiner Absicht erkannt. Heute wirst du Pech haben. Ich glaube, sie sind nun alle drauf und dran, dich auf den Arm zu nehmen. Und ich kann dir nur raten, dich zu einer besseren Zeit und mit ernsteren Absichten meinen Freunden zu nähern."

„Na, nun sag schon! Was ist los? Was hat sie geantwortet?"

„Du wirst es nicht glauben! Aber sie sagt, sie hätte die heutige Wettkarte noch nicht gesehen!"

*

Lieben Sie immer noch grün?

Kennen Sie das?: „Grün ist die Hoffnung und grün der Salat, und grün ist der Jüngling, der 'nen Schnurrbart nicht hat."

Wie ist es damit?: „Grün ist die Heide, die Heide ist grün ..." Oder dies?: „Es grünt so grün, wenn Spaniens Blüten blühn ..."

Lauter hübsche Sachen in Verbindung mit grün. Ist ja auch wirklich eine schöne Farbe! Besonders im Frühling!

Aber es gibt auch anderes Grün. Wenn einem zum Beispiel ein Grünschnabel nicht grün ist, der etwas Giftgrünes trägt und dazu schimpft, als wenn er grüne Galle spuckt.

Das ist mein Angebot an Grün, das mir gerade so einfällt. Schade, daß das Grün, das ich im Grunde so liebe, auch in ganz anderen Verbindungen zu finden ist. Womit bewiesen ist, daß grün nicht gleich grün ist!

Wenn sich nun aber jemand anmaßt, das Grüne überhaupt und ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen, dann ist dies nicht nur unfair, sondern er läuft dabei Gefahr, grün in Verruf zu bringen. Und das wäre schade für das Grün!

Aber so können eben nur die Menschen sein! - Wie? sagte ich „Menschen"? Ja, ja, so ist es! Und leider absolut menschlich! Die können ja alles kaputt machen! Sogar das schöne Grün!

Da hat sich die Natur so viel Mühe gemacht, alles nach bestimmten Regeln ablaufen zu lassen, damit jedem Geschöpf das gleiche Recht zuteil werde, um sich am Leben zu erhalten und die Kette des Lebens nicht abreißen zu lassen, und dann kommen da ein paar Grüne und sagen: „Alles Quatsch! Da flippst du doch aus! Das müssen wir ändern! Es lebe der Fort-Schritt!"

Sie hatten nämlich nicht nur ‚mitbekommen', daß jetzt die Retorte für den Erhalt der Art genügt, sondern sie hatten wohl sehnsüchtigst auf diese Errungenschaft gewartet und waren nun entschlossen, entsprechend zu handeln und zu leben. Eben des Fort-Schritts wegen! Aber das sagte ich wohl schon?

Da stand nun das Paar der Grünen, von dem ich eben sprach, vor dem Standesbeamten und begehrte die Konsequenzen. Aber das wußte der Beamte bereits, und er handelte entsprechend des Fort-Schritts.

„Wollen Sie, Herbert Bachmann, den Anton Hubrich zur Frau nehmen und mit ihm die Ehe eingehen, so antworten Sie mit ‚ja'."

Herbert sah ‚seine Antonie' mit scheelem Blick an, als stände der erste

Ehekrach vor der Tür. Aber er hatte sofort den Überblick gefunden und meisterte die Lage:

„Herr Standesbeamter," sagte er, sich dabei leicht irretiert zu den Trauzeugen und schon etwas mehr bestimmend zu seinem Partner umsehend, „ICH bin Frau Herbert Bachmann! Mein Mann ist Herr Anton Hubrich. Und so soll es festgeschrieben werden!"

„Oh, Verzeihung," meinte errötend der Beamte, „das konnte ich den Unterlagen nicht entnehmen. Und dem Aussehen nach hätte ich eher ..."

„Schon gut," lenkte Frau Herbert Bachmann ein, „es genügt vielleicht, wenn wir wissen, wer hier die Hosen anhat."

Der Beamte hatte sein Hemd durchgeschwitzt, als die Zeremonie beendet war. Er ließ sich beim Bürgermeister anmelden und beantragte eine Kleiderordnung für künftige Anlässe dieser Art.

Durch dieses Erlebnis klüger geworden, beschloß das Brautpaar, die krichliche Trauung am Nachmittag vor peinlichen Zwischenfällen zu bewahren. Und ein kirchliches Fest sollte es unbedingt geben! Schließlich hatte der junge Herr Parrer der evangelischen Gemeinde das Brautpaar in ihrem Bemühen im Beschreiten des Fort-Schritts doch so sehr unterstützt.

Alles klappte hervorragend! Die Braut ganz in Weiß und mit Schleier sah wirklich entzückend aus. Zwar war sie vorn ein bißchen platt, aber vielleicht liebte der Bräutigam gerade diese Variante wegen der Apartheit? Vielleicht hat er sich darüber auch gar keine Gedanken gemacht. Wie soll man das als Konservativer auch wissen oder auch nur ahnen können? Jedenfalls strahlten beide, und bei den üblichen Fragen des Herrn Pfarrers gab es keine Probleme. Jeder wußte nun über die Rolle des Partners Bescheid.

Auf der vorletzten Kirchenbank erkannte mein Gewährsmann dieser ganzen Aktion den Pastor der katholischen Konkurrenz. Ob er wohl Erfahrungen sammeln wollte? Seinem Gesichtsausdruck hätte man alles entnehmen können: Zustimmung, Ablehnung, Verständnis, Mitleid, vielleicht auch Neid gegenüber dem neugebackenen ‚Ehemann'? Mein Berichterstatter konnte mir nichts Genaues sagen. Er fühlte sich überfragt.

Mir aber hatte das alles gereicht. Und ich war auch keineswegs überrascht. Hatte ich doch schon vor langer Zeit durch einschlägige Zeitungsberichte diese Entwicklung erwartet.

Nun frage ich Sie: Lieben Sie jetzt noch grün? Oder haben Sie vielleicht

eine andere Idee? Wie wär's, wollen wir diesen Leuten ‚pink' empfehlen, um nicht zu sagen rosa, wie Bonbonspucke?

Oder was halten Sie davon, wenn wir die Leute zu ‚lila' überreden? Damit uns das schöne GRÜN erhalten bleibt!

LILA! Der letzte Versuch!

*

Eheglück mit Garantie

Sarat Prasad ist sechsundvierzig Jahre alt, Inder und hat in England und Frankreich Psychologie und Philosophie studiert. Danach hat er sich als Gast-Dozent auch in der BR Deutschland aufgehalten. Hier untersuchte er die Ursachen der vielen Ehescheidungen. Nach einigen Jahren kam er zu dem Schluß, daß die Ehepartner einfach nicht zueinander ‚paßten'.

„Ist ja eine tolle Erkenntnis!" werden Sie vielleicht sagen. „Darauf ist vor diesem Inder ja noch kein Mensch gekommen!"

Langsam, langsam, meine Damen und Herren, nur nicht so voreilig! Schließlich muß eine gute Basis auch stabil sein, wenn man darauf aufbauen will.

Danach untersuchte Sarat Prasad die Ursachen. Er kam zu folgendem Ergebnis:

Die meisten Ehen beruhten auf ersten visuellen Wahrnehmungen. Sie kennen das alles aus eigener Erfahrung: Da findet eine Frau einen Mann schon auf zehn Meter Entfernung einfach ‚toll'. Er ist groß, schlank, athletisch, mit einem Wort: der ideale Typ. Und genauso verhält es sich umgekehrt. Sie ist gut gewachsen, sportlich-modisch gekleidet, eine Frau von Format. Was jetzt noch kommt, sind oft genug Vorstellungen, die der eigenen Fantasie entspringen, ohne die Probe aufs Exempel zu machen.

Es ist ganz einfach so, daß man sich ein Ideal-Bild malt, ohne dabei das Modell zu betrachten. Und je mehr Fantasie der Maler entwickelt, desto schöner wird das Bild und um so größer der Abstand zum ‚Modell'. Aber das merkt der Maler ja gar nicht. Er malt und malt und malt! Solange die Farben reichen.

Sollte er aber einmal von einem Kritiker angesprochen werden, der offen seine Meinung sagt, die nicht die des ‚Künstlers' ist, dann wird der Kritikaster eben als solcher abgetan, denn er verstände eben nichts von dieser ‚Kunst'.

Unter anderen Überlegungen des Inders Sarat Prasad waren die Fehlentwicklungen vieler Ehen eben auf die Ausschaltung fast aller anderen Sinnesmöglichkeiten durch das Übergewicht der sichtbaren Eindrücke zurückzuführen.

Hier wollte er den Hebel ansetzen, um solche Fehlerquellen auszuschalten. Obgleich er vorgehabt hatte, einen ganz anderen beruflichen Weg zu gehen, blieb ihm keine andere Möglichkeit, seine Thesen unter Beweis zu stellen, als ein Heirats-Institut zu gründen.

Selbstverständlich hat er alle neuzeitlichen Hilfsmittel benutzt, um die

größtmögliche Sicherheit zu bieten, menschliche Unzulänglichkeiten auszuschalten. Er arbeitete deshalb mit den neuesten Computern.

In einem weiteren Punkt arbeitete er absolut unterschiedlich zu allen übrigen Instituten dieser Branche: Er behielt alles, was auf das Äußere seiner Kandidaten hinweisen konnte unter Verschluß. Auch Handschriftliches wurde nicht preisgegeben, ebensowenig Akustisches.

Die errechneten Anpassungsfähigkeiten der künftigen Partner wurden sozusagen unter Ausschluß der Beteiligten vorgenommen.

Sicher hing damit eine Unmenge Arbeit zusammen. Denken Sie nur an die vielen Möglichkeiten! Es genügte nicht, daß sich die Partner etwa für Sport interessierten. Nein, die verschiedenen Grade der Interessenlage für die verschiedensten Sportarten mußten koordiniert werden. Auch das Interesse an Kunst allein reichte nicht aus. Ebenso von Bedeutung waren die ausgewogenen Neigungen zu eigenem Haus und Garten zum Beispiel. Denken Sie nur an die ungezählten Arten der Freizeitgestaltung! Die sich ergänzenden beruflichen Betätigungen! Ob eine Frau eine Art Putzteufel ist! Ob der Mann sich in der größten Unordnung am wohlsten fühlt! Was der eine gern ißt und der andere vielleicht verschmäht! Wer sich gern als Schulmeister aufspielt oder als Lehrmeister! Darin liegt ja schon ein gewaltiger Unterschied!

O ja, der Inder Sarat Prasad, Psychologe und Philosoph, hat sich eine Menge Arbeit gemacht! Und er brauchte Jahre, bis er sein Konzept für die praktische Durchführung seiner revolutionierenden Idee der „Partner-Vermittlung mit Garantie" erstellt hatte. Daß er selber durch diese fast unmenschliche Belastung nicht zum Heiraten kam, versteht sich von selbst. Forscher-, Gelehrten- oder Pionierschicksal, wenn Sie so wollen. Aber es blieb ihm ja noch die Möglichkeit, seine Hilfe in einer Art Selbstversuch in Anspruch zu nehmen. Nur hat er vor lauter Zeitmangel bisher gar nicht daran denken können.

Als alle Arbeiten abgeschlossen waren, gab Sarat Prasad in fünf deutschen Großstädten Inserate auf. In knappen Worten wies er auf das Wesentlichste seiner neuartigen Partnerwahl hin, so daß nicht nur direkt Suchende darauf aufmerksam wurden. Die Zahl der Zuschriften war auf Anhieb überwältigend. Er war selber überrascht. Allein daraus vermutete er den unausbleiblichen Erfolg seiner Idee.

Durch den Fleiß seiner Computer war er bald in die Lage versetzt, das erste Paar soweit herausgefiltert zu haben, daß der Rest des Experiments erfolgen konnte: Die persönliche Gegenüberstellung der beiden Partner-Kandidaten.

Um allem auch einen schönen Rahmen zu geben, hatte Sarat Prasad, in europäischer Kleidung, einem dunklen Anzug, aber mit indischem Turban, einen dezenten Raum mit blumenreicher Dekoration und musikalischer Untermalung in einem Fünf-Sterne-Hotel in München gewählt.

Der Auserwählte erschien eine halbe Stunde vor seiner Zukünftigen. So war es von Herrn Sarat Prasad geplant, um dadurch eine lockere Atmosphäre zu gewährleisten.

Alles lief wie per Computer errechnet. Sarat Prasad war sich seines Erfolges sicher und auch der Kandidat wurde in diesen dreißig Minuten überzeugt, den richtigen Weg gewählt zu haben. Und die recht stattliche Gebühr schmerzte ihn nun auch nicht mehr.

Dann war es soweit. Der Page meldete das Eintreffen der erwarteten Dame. Herr Sarat Prasad ging ihr mit einem wunderschönen Blumenstrauß entgegen und begrüßte sie mit großer Feierlichkeit. War es doch auch für ihn ein so bedeutsamer Tag, fast wie seine eigene Eheschließung.

Und er wurde nicht enttäuscht! Kaum hatte die Dame den Raum mit ein paar Schritten betreten, sah sie in voller Lebensgröße den Herrn, der ihr computergesteuerter Ehemann werden sollte.

Beide waren von der Bedeutung der Stunde ergriffen. Sie gingen sogar zaghaft aufeinander zu - und blieben plötzlich, wie von Geisterhand gestoppt, stehen, um die Situation richtig zu erfassen.

Im nächsten Augenblick brachen beide in ein undefinierbares Lachen aus. Sie schienen sich auf Anhieb prächtigst zu verstehen, denn in der nächsten Sekunde lagen sie sich in den Armen. Es war mehr als Liebe auf den ersten Blick. Sarat Prasad lobte im stillen seine guten Ideen und seinen tüchtigen Computer.

Sarat Prasad, der gebürtige Inder, Psychologe und Philosoph, stand abseits mit dem Blick eines glücklichen Schiwa. Das war die Krönung seiner jahrelangen Arbeit. Obgleich erwartet, war dieser sichtbare Erfolg doch unfaßbar. Wer wollte ihm sein Glücksempfinden verübeln, das ihn sprachlos werden ließ?

Als Ruhe eingetreten war, gratulierte der Gastgeber seinen Gästen. Er verhehlte dabei nicht die innere Genugtuung über seine nun die Menschheit beglückende Idee der untrüglichen Partner-Wahl. Und wie er sich ganz besonders darüber freue, daß auch das äußere Erscheinungsbild der Partner auf gegenseitige Anerkennung falle. Ihm bliebe jetzt lediglich, beide mit ihren Namen bekanntzumachen.

Dazu wurde Herrn Sarat Prasad, Psychologe und Philosph aus Indien,

leider keine Gelegenheit geboten, denn Herr Dr. Dieter Lührmann hatte bereits das Wort ergriffen:

„Lieber Herr Kollege Prasad, für Ihre Mühe möchten wir Ihnen herzlich danken! Wenn ich gewußt hätte, was für eine wundervolle Frau ich vor sieben Jahren geheiratet habe, dann hätten wir uns den Umweg über die Scheidung sparen können."

„Und wenn ich gewußt hätte," sagte Frau Lührmann, „daß dich der Computer mit so vielen passenden Vorzügen ausstatten sollte, dann ... Na ja, dann auf eine Neues!"

*

Die ungeahnten Folgen einer Kur

Seit Monaten, ach, was sage ich, seit Jahren lag Herr Leidig seiner Frau in den Ohren. Er hatte seine Forderungen mit Berichten aus dem Wirtschaftsteil seiner Zeitung und mit Statistiken untermauert:

„Alle vier Jahre erneuert ein bundesdeutscher Haushalt einen Teil seiner Wohnungseinrichtung! Nur du meinst, wir können die dreißig Jahre alten Klamotten nicht so einfach zum Sperrmüll geben."

Frau Leidig blieb stur. Zu Beginn ihrer Ehe hatten sie sich nämlich darauf geeinigt, daß die Hausfrau für alle wirtschaftlichen Probleme zuständig sei, während der Mann dafür zu sorgen habe, die finanziellen Voraussetzungen zu schaffen. Von dieser Abmachung war Frau Leidig nichts abzuhandeln. Sie kannte die „Platte" ihres Mannes. Sie hörte sie schon gar nicht mehr.

Und wie es manchmal so in langen Ehejahren läuft, gab es auch hier noch andere unterschiedliche Ansichten, die dazu führten, daß sich die beiden mehr und mehr entfremdeten. Sie sprachen einfach nicht viel miteinander. Jeder ging mehr oder weniger seiner Wege.

Deshalb war es auch verständlich, daß Frau Leidig allein zur Kur fuhr. Natürlich hat sie für ihren Mann vorgesorgt. Sie hat ihm erklärt, wo er dies und das fürs tägliche Leben finde, und was er mit den Mittagsportionen aus der Tiefkühltruhe zu machen habe.

Es war übrigens keine Frage, daß Herr Leidig für die Zeit der Abwesenheit seiner Frau auch das Ressort Wirtschaft führen würde. Zwar wurde darüber nicht ausdrücklich gesprochen, aber das hielt Herr Leidig auch nicht für notwendig.

Nach vierzehn Tagen des Alleinseins fühlte sich Herr Leidig nicht wohl. Ob ihm seine Frau doch fehlte? - Wie es auch sei, Herr Leidig meinte, sein Herz wäre nicht in Ordnung, und er ging zum Arzt.

Der Doktor hatte bald festgestellt, daß es Herrn Leidig wie vielen anderen Menschen seines Alters ging. Es fehlte an Bewegung, und zwar solcher, bei denen man so richtig ins Schwitzen kommt. So ungefähr hatte der Arzt gesprochen, und da er seine Pappenheimer kannte, auch gleich die nötigen Ratschläge erteilt:

„Täglich zehn Minuten Holzhacken! So richtig mit Begeisterung! Dann können Sie mit Ihrem Herzen hundert Jahre alt werden."

„Ja, und wo soll ich das Holz hernehmen, Herr Doktor?" fragte Herr Leidig.

„Aber, aber, Herr Leidig!" Der Doktor antwortete mit krauser Stirn und

sah seinen Patienten kopfschüttelnd an. „Ich kann Ihnen doch nicht ein Ster Holz aufs Rezept schreiben!" und lachend fügte er hinzu: „Vielleicht fangen Sie mit Ihren Möbeln an, wenn Sie keinen anderen Einfall haben?"

Auf dem Nachhauseweg wurde Herrn Leidig immer mehr klar, daß er ja gar nichts mit dem Herzen habe. Daß er im Grunde also gar nicht krank sei. Daß die vom Arzt empfohlenen Maßnahme eigentlich nur vorsorglich sei. Er wurde richtig glücklich bei diesem Bewußtsein.

Aber der Doktor hatte auch gesagt, wie wichtig gerade die tägliche Anstrengung wäre - und eben Holzhacken am geeignetsten - um so richtig in Schweiß zu geraten.

Als Herr Leidig zu Hause war, befand er sich in Hochstimmung. Am liebsten wäre er sofort aktiv geworden. Aber er wollte die Vorfreunde auskosten und bis morgen warten.

Je länger er sich mit diesem Vorhaben beschäftigte, desto größer wurden seine Bedenken. Nein, so schlimm war seine Ehe nun doch nicht, um nicht mit seiner Marie vorher darüber zu sprechen. Er beschloß, sie abends anzurufen.

Er hatte Glück, die Verbindung schnell zu bekommen. Natürlich erkundigte er sich zuerst nach dem Befinden seiner Frau. Er war ja doch nicht so herzlos, wie es auf die kürzere Distanz oft aussah. Er wünschte auch nicht nur pro forma alles Gute, sondern gab ehrlichgemeinte, gute Ratschläge.

Ganz zum Schluß erzählte er von seinem Arztbesuch und beruhigte seine Marie mit dem Hinweis, daß er keineswegs krank sei und der Arzt ihm nicht einmal etwas verschrieben, sondern ihm nur besondere Verhaltensweisen empfohlen habe, die allerdings sehr wichtig seien.

Er war in seinem Mitteilungsbedürfnis noch nicht erschöpft, als er an dieser Stelle unterbrochen wurde:

„Weißt du was, Otto, das kannst du mir ja dann erzählen, wenn ich wieder zu Hause bin. Erstens habe ich genug mit meiner Kur zu tun, und zweitens wird die Telefonrechnung zu hoch. Also Tschüß bis in vierzehn Tagen!"

Damit war das Gespräch beendet. Otto konnte gerade noch ein „Tschüß denn!" loswerden. - Zum Glück gab es abends einen „Derrick". So wurde sein Ärger damit zugedeckt.

Am nächsten Morgen hatte er seine seelische Kondition wieder soweit erreicht, daß er nun bereit war, das Notwendige für seine Gesundheit zu tun. - Nicht mehr und nicht weniger als sein Arzt ihm geraten hatte, dachte er. Zehn Minuten werden genügen!

Er besorgte sich eine langstielige Axt, um den richtigen Schwung für die schweren Brocken zu bekommen, und eine kurzstielige für die leichteren Stücke.

Befreit von aller persönlichkeitseinschränkenden Unentschlossenheit ging er von einem Zimmer zum andern und prüfte, was er fürs erste in zehn Minuten für seine Gesundheit zusammenschlagen könnte. Wäre erst einmal der Anfang gemacht, dann würde seine Marie in den nächsten Jahren mit der Fortsetzung dieser Therapie einverstanden sein.

Er dachte, die Küche sei das bedeutendste Wirkungsgebiet einer Hausfrau, und wenn er hier anfinge, würde sie sich über eine neue Küche ganz besonders freuen.

Beim Ausräumen der Schränke und dem Beiseitestellen all des Krimskrams mußte Herr Leidig solch ungewohnte Bewegungen machen, daß er schon jetzt erheblich ins Schwitzen kam. Der Vormittag war draufgegangen, aber Schränke, Tisch und Kommode standen noch unversehrt an ihren Plätzen.

Na, auch gut, dachte Herr Leidig, ich bin ja kein Unmensch, um mir nur meine Wut auszulassen. Wenn ich jetzt schon so schön geschwitzt habe, soll das für heute genügen.

Am folgenden Tag wollte Herr Leidig mit dem Zerhacken der Küchenmöbel so richtig loslegen. Das hatte er sich fest vorgenommen. Er genoß die Vorfreunde in Verbindung mit einem kühlen Hellen.

Im Laufe des Tages merkte er aber, daß er manches nicht finden konnte, was er für seine Mahlzeiten brauchte. Deshalb ging er ins Gasthaus essen und beschloß, zuerst für Ordnung, Übersicht und System in der Küche zu sorgen. Als diese Arbeit getan war, kam er zu zwei bedeutenden Feststellungen:

Erstens hatte er wieder kräftig geschwitzt, und zweitens würden die alten Küchenmöbel gar nicht so schlecht wirken, wenn man ihnen hier und da zu einem etwas fröhlicheren Aussehen verhülfe.

Wie ein Designer gab er den alten Möbeln ein neues Gesicht. Nach zwei Tagen betrachtete er wohlgefällig sein Werk und dachte zufrieden: Innenarchitekt hätte ich auch werden können! Dann ging er ans Einräumen. Und als alles wieder an seinem Platz war, tat er seiner Marie so ein kleines bißchen Abbitte. Sie hätte wohl doch recht, wenn sie sich so sehr gegen Neuanschaffungen gewehrt hat, aber ... das gilt eben nur für die Küchenmöbel!

Darauf sah sich Herr Leidig das Wohnzimmer an. Wirklich, selbst die Leute vom Sperrmüll würden diese Sachen liegen lassen.

Die Äxte lagen bereit. Herr Leidig hatte sich schon die Ärmel aufgekrempelt und in die Hände gespuckt, als ihm einfiel, daß auch hier zuerst einmal alles ausgeräumt werden mußte.

„Mein Gott," sagte Herr Leidig, „was hat sich hier bloß alles an nutzlosem Zeug angesammelt! Da sollte man doch gleich alles zusammen kaputtschlagen!"

Dann holte sich Herr Leidig ein Bier und machte eine grüblerische Pause. Er mußte sich noch einmal seine alte neue Küche kritisch ansehen. Tatsächlich, sie gefiel ihm! Wirklich!

„Warum sollte das nicht auch mit unserem alten Wohnzimmer möglich sein?" fragte sich Herr Leidig.

An diesem Abend blieb der Fernseher stumm. Otto dachte nach. Und nicht nur das! Er entwarf! Er war selber erstaunt über seinen Eifer. Und seinen Ideenreichtum!

Eineinhalb Wochen waren vergangen. Herr Leidig hatte auch aus dem alten Wohnzimmer ein neues gemacht. Es war nicht wiederzuerkennen! Mit so wenig Mitteln ein so großartiger Erfolg! Otto war stolz auf sich.

In vier Tagen sollte seine Frau von der Kur kommen. Abends rief Marie an. Ihre Stimme klang unsicher, und sie druckste herum, bis sie sagte, der Arzt habe gemeint, eine vierzehntägige Nachkur wäre absolut notwendig, um einen Erfolg zu erzielen. Sie habe aber große Bedenken, ob sie ihrem Otto zumuten könne, ihn noch einmal zwei Wochen allein zu lassen.

Otto spürte Maries echte Sorge um ihn. Diese Tatsache und sein Stolz über seine Erfolge bei der Renovierung der Wohnung, aber auch seine unumstößliche Absicht, sein Werk komplett zu vollenden, beflügelten ihn, seiner Marie zu „befehlen", dem Rat des Arztes zu folgen.

Die Tage vergingen wie im Fluge. Otto war begeistert von seiner Leistung in der Wohnung. Niemals würde er seiner Marie mit dem Vorschlag kommen, diese Möbel hinauszuwerfen. Niemals!

Und seine körperliche Verfassung? Er hätte Bäume ausreißen können!

Endlich kam der Tag der Heimkehr seiner Frau.

Otto hatte sich frischgemacht, heute mal nicht die Jeans angezogen, sondern seinen Anzug, mit Krawatte. Er war zum Bahnhof gegangen, um seine Marie abzuholen. Und er hatte sich etwas Besonderes ausgedacht. Er wollte Marie in ein vornehmes Restaurant zum Abendessen ausführen, um bei dieser Gelegenheit zur richtigen Überleitung auf die Überraschung in der Wohnung zu kommen.

Es klappte hervorragend. Bei Marie war nichts von Bedenken, oder deutlicher gesagt: von Geiz zu merken. Sie ging sofort auf die Einladung ein.

So saßen beide erwartungsvoll und forderten sich gegenseitig auf, über ihre Neuigkeiten zu berichten. Otto wollte nämlich erst ganz zum Schluß mit seiner Attraktion herauskommen. Da bemerkte er, daß sich seine Marie doch noch nicht alles von der Seele geredet hatte, und er ließ sie weitersprechen.

„Weißt du, mein lieber Otto", sagte sie mit treuem Blick, „ich glaube, ich bin in den letzten Jahren sehr ungerecht gegen dich gewesen. Erst jetzt habe ich gespürt, wie rührend du um mich besorgt bist. Ich habe jetzt soviel von Krankheiten gehört, daß ich zu dem Schluß gekommen bin, wir sollten in Zukunft mehr an unsere Gesundheit als ans Geld denken! Und zur Gesundheit gehören auch Seelenfrieden und Hausfrieden. Deshalb schenke ich dir heute mein Einverständnis, die gesamte Wohnung neu zu möblieren!"

*

Eine fabel-hafte Eselei

Pedro kam mit seinem Esel Jossa aus der Stadt. Jeden Abend trotteten sie von dort nach Hause. Und jeden Abend begann Pedro kurz hinter der Stadt zu singen. Und jeden Abend spitzte der Esel die Ohren und trottete schneller. Dann war er nicht mehr müde vom Tag in der Stadt, wo er einen bunten Wagen ziehen mußte, in dem Pedro saß und die Funktion eines Taxifahrers ausübte.

Wenn die beiden dann zu Hause ankamen, führte Pedro den Esel Jossa in den Stall, brachte ihm sein Abendbrot und ging ins Haus, wo auch er zu Abend aß und bald darauf todmüde ins Bett fiel.

Dieser ganze Tagesablauf hatte sich über eine lange Zeit abgespielt. Und da der Pedro nicht nur auf dem Heimweg gesungen hatte, sondern auch dann, wenn keine Kundschaft kam, die er hätte fahren müssen, vor sich hin eine Reihe von Fabeln erzählte, war dem Esel Jossa ein Licht aufgegangen. Er hatte sich vorgenommen, nicht mehr der dumme Esel zu sein, sondern zu versuchen, die Rolle des „dummen Esels" dem Pedro zuzuschieben, zumindest aber doch mit seinem Herrn gleichzuziehen.

An einem freien Tag nun hatte sich der Esel im Stall losgemacht und war zu seinem Standplatz auf dem Markt getrottet. Dort angekommen, wartete er noch ein Weilchen bis sich ein paar mitleidige Menschen bei ihm versammelt hatten. Dann begann er - zwar noch etwas mit unverkennbarem Eselsakzent, aber immerhin verständlich - die Geschichte von den Bremer Stadtmusikanten zu erzählen.

Die Zuhörer kamen aus dem Staunen nicht heraus. Im Nuh hatten sich viele, viele Menschen eingefunden, die sprachlos dem märchenerzählenden Esel lauschten. Auch Pedros Kollegen standen mit offenen Mündern da und wußten keine Erklärung für dieses Ereignis. Einer von ihnen war nach dem ersten Schock schnurstracks zu Pedro gelaufen und hatte diesem atemlos von allem berichtet. Pedro wollte natürlich nichts davon glauben, außer, daß sein Esel Jossa tatsächlich nicht im Stall stand.

Als Pedro auf dem Marktplatz erschien, konnte er von seinem Esel nichts sehen. Eine riesige Menschenmenge versperrte ihm den Blick. Es dauerte eine Zeit, bis er sich durchgearbeitet hatte. Als er bei Jossa abgekämpft angelangt war, hörte er gerade noch die letzten Worte. Pedro wußte vor Aufregung nicht, was er tun sollte. Eigentlich hatte er ja vorgehabt, seinem Esel für das Ausrücken tüchtig die Leviten zu lesen. Aber seine Ratlosigkeit war jetzt so groß, daß er dastand wie ein ... ja, früher hätte er gemeint, ... wie ein dummer Esel. Das wagte er nun nicht mehr zu denken.

Im nächsten Augenblick bekam Pedro von Jossa einen leichten Schubs mit dem Kopf und hörte dabei etwas, was ihn noch mehr aus der Fassung brachte: „kkkkaaaa-ssssss-iiiii-rrrrrr-nnnnnnnnn!"

Pedro sah seinen Freund Jossa mit großen Augen fragend an. Der Esel schüttelte nur mit seinen langen Ohren und schlug dabei dem Pedro den vergammelten Hut vom Kopf. Als Pedro ärgerlich den Hut aufhob, wiederholte der Esel seine Aufforderung: „kkkkkkkkssssssss-iiiiiiii- rrrrrrrrr-nnnnnnnnnnnnnnnnn!!!"

Pedro schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, denn er hatte begriffen, was von ihm verlangt wurde. Sofort hielt er den Leuten mit theatralischer Verbeugung seinen Hut hin und sagte klar und deutlich: „Meine Herrschaften ..." Weiter brauchte er gar nicht zu sprechen. Die Menschen wußten, worum es ging. Der Esel Jossa jedoch wollte die wichtige Aktion nicht stören und sprach kein Wort mehr.

*

Das Knoff Hoff

Ein Herr, eigentlich auch kein „Herr", denn er sah ein wenig vergammelt aus, stand vor einem Zeitungsaushang und las wieder einmal den Anzeigenteil „Stellenangebote".

Ein Inserat hatte es ihm besonders angetan:

„Vertreter gesucht! Wochenverdienst 1.000 bis

2.000 Mark. Vorkenntnisse nicht erforderlich.

Sie werden von uns eingearbeitet. Treffpunkt:

Hotel „Goldenes Horn" heute 10 - 15 Uhr

bei Herrn Krienke."

Hanns Kruse gefiel diese Anzeige. - Er bemühte sich schon seit einigen Wochen um eine Verdienstmöglichkeit. Leider ohne Erfolg. Nun wollte er unbedingt zum „Goldenen Horn". Man kann ja nie wissen ...

Stadtfein gemacht, betrat er das Restaurant und hielt nach Herrn Krienke Ausschau. Von diesem wurde er auch sofort entdeckt und an einen Tisch gebeten, an dem bereits zwei Herren saßen. Das Bekanntmachen übernahm Herr Krienke mit überschwenglicher Gebärde.

Als sich alle gesetzt hatten, begann Herr Krienke seinen Sirenengesang von neuem. Er schilderte die Vorzüge des zu verkaufenden Artikels, die Leichtigkeit des Absatzes und die enormen Verdienstmöglichkeiten. Alles wurde in den schönsten Farben ausgemalt.

Hanns Kruse war der gutgläubigste von den dreien. Und begeisterungsfähig dazu! Er sah die Welt mit einemmal durch eine rosarote Brille.

Die anderen beiden Herren schauten auf die Uhr und verabschiedeten sich mit der Versicherung, wieder von sich hören zu lassen.

Hanns Kruse war von Herrn Krienke und der Sache gefangen. Es wurde verabredet, am Montag mit der Einarbeit zu beginnen. Kruse verließ das Lokal in Hochstimmung. Er träumte von einer herrlichen Zukunft.

In bester Laune erschien Hanns Kruse am verabredetetn Treffpunkt. Von Herrn Krienke wurde er schon wie ein alter Bekannter begrüßt: lachend, mit Schulterklopfen, einfach dazugehörend. - Leider hatte es Herr Krienke aber „furchtbar" eilig. Er müßte dringend weg, weil sich irgendwo eine Menge ganz hervorragender Leute gemeldet hätten, die darauf versessen seien, diesen Artikel, - den besten, den es je gab -, an den Mann, beziehungsweise an die Frau zu bringen.

Der Einarbeiter und Kollege Brumme war bei weitem nicht der Typ des Herrn Krienke. Er war, wenn auch nicht gerade brummig, so doch

reichlich weniger Begeisterung verbreitend. Kruse empfand das und spürte, daß jetzt die rauhe Wirklichkeit des Verkaufs an der Haustür beginnen sollte. Gemeinsam fuhren sie im Wagen des Herrn Brumme in ein Vorstadtviertel mit hohen Mietskasernen.

Die Frauen waren nicht gerade unfreundlich, aber das, was Herr Krienke da erzählt hatte, schien zumindest hier nicht zuzutreffen. Den ganzen Vormittag kam es zu keiner Verabredung mit einer Hausfrau, eine Vorführung zu veranstalten.

Am Nachmittag wurde die Situation an den Haustüren kaum besser. Es kam lediglich zu einem einzigen Vorführungstermin für den nächsten Tag. Ein kleiner Hoffnungsschimmer.

Auch am folgenden Tag wurde hart gearbeitet. Und abends schaffte er dann, auf Anweisung von Herrn Brumme, das schwere Gerät allein in den vierten Stock eines Hauses hinauf.

Herr Brumme begann mit der Vorführung. Er machte es sehr geschickt. Um dem aufmerksam zuschauenden Ehepaar zu beweisen, daß dieser Automat auch von jedem Dummkopf, - er sagte doch tatsächlich Dummkopf, und er lachte schallend dazu -, bedient werden könne, drückte er Hanns Kruse das nächste Wäschestück in die Hand und trug ihm auf, dieses und die beiden Waschkörbe voll zu bügeln. Herr Brumme wollte derweil den Kaufvertrag ausfüllen und dem Ehepaar die Vorzüge der besonderen Zahlungserleichterungen erklären.

Hanns Kruse bekam vor Staunen über soviel Unverschämtheit den Mund nicht zu. Aber was blieb ihm übrig? Er bügelte und bügelte! - Dafür bin ich nun Junggeselle, um hier für eine Großfamilie die Wäsche zu machen, dachte er. Und er bügelte weiter! Er nahm sich vor, Herrn Brumme später die „Meinung" zu sagen.

Aber dann bestellten die Leute doch tatsächlich das Gerät. Kruses Wut legte sich. Er dachte, ist ja egal, wie ich mein Geld verdiene und wenn es mit Bügeln geschieht. Denn das war klar: Bei diesem Auftrag verdiene er das erste Geld nach langer Zeit. - Und am Sonnabend ist Auszahlung! Er freute sich. Und es machte ihm gar nichts mehr aus, daß die drei am Tisch saßen, sich über sein Bügeln lustig machten und meinten, er würde einmal einen perfekten Ehemann abgeben.

Die anderen Tage der Woche verliefen ähnlich. Drei Geräte wurden insgesamt verkauft. Der Sonnabend kam heran. Hanns Kruse errechnete seinen Verdienst und überlegte, was er damit anfangen würde. Das ließ ihn auch darüber hinwegkommen, daß er bei allen Vorführungen die Geräte hatte ganz allein schleppen müssen. Er wollte nicht ungerecht

sein. Schließlich war er Anfänger und vielleicht galten in diesem Beruf solche Regeln. Aber er hatte verdient! Das war die Hauptsache!

Wie eine eiskalte Dusche wirkte die Mitteilung des Herrn Krienke, der an diesem Tage völlig verändert schien, daß er als Neuling natürlich nicht die Provision des „alten Hasen" Brumme kassieren könne! Er, Kruse, wäre jetzt eingelernt worden und könne nächste Woche sein Glück allein machen. Man würde aber nicht so kleinlich sein und ihm deshalb eine Starthilfe geben. Herr Krienke ließ sich von Kruse die hundert Mark quittieren.

Einerseits war er nun froh, etwas Geld in der Tasche zu haben, andererseits drückte ihn aber der Gedanke an die Schwerstarbeit der kommenden Woche.

Am Montag wurde Kruse in einer Ortschaft abgesetzt, um hier, auf sich allein gestellt, zu arbeiten. Er bemühte sich, besonders freundlich mit den Hausfrauen zu sprechen. Und er fand auch guten Kontakt. Er konnte -mit viel Zureden und vielleicht auch aus Mitleid- einige Vorführungstermine vereinbaren.

So schleppte er das Gerät in die verschiedensten Häuser und Etagen und bügelte den Leuten die Wäsche. Er kam sich bald wie ein professionierter Bügler vor. Die Leute waren durchweg nett zu ihm. Verkauft hat er allerdings nichts.

Endlich kam Kruse zu der Erkenntnis, daß er mit seiner sensiblen Tour kein Bein an die Erde kriegt. Außerdem sammelte sich eine gehörige Portion Wut bei ihm an. Auf Herrn Krienke! Weil er dessen aalglatte und überschwengliche Masche durchschaut hatte. Und auf Herrn Brumme! Dem es nur darauf ankam, einen Dummen für die Plackerei zu finden; aber der ihm das Wesentliche, nämlich wie man einen Kaufvertrag abschließt, überhaupt nicht beigebracht hatte.

Sein einziger Trost war, ein perfekter Bügler geworden zu sein. Man kann nie wissen, wozu man einmal etwas Gelerntes brauchen kann!

Hanns Kruse war ein fleißiger Mensch und auch keineswegs dumm. Sein Ehrgeiz, der schon reichlich verkümmert war, begann wieder zu sprießen. Er dachte: Dieser Hund, der Krienke! Der trägt nur so dick auf, um überhaupt Mitarbeiter zu finden. Aber dann ist es ihm wurscht, ob sie etwas verdienen und wenn, ob sie davon leben können. Womit er gleichzeitig seine Dummheit beweist, dieser Krienke!

Nach vier Wochen Arbeit war die Enttäuschung riesengroß. Nicht nur die Summe der Provision war dürftig, sondern es wurden ihm auch sofort die hundert Mark Starthilfe abgezogen, die er als echte „Starthilfe"

und nicht als Vorschuß angesehen hatte. Das Wochenende fiel entsprechend mies aus.

Montagvormittag. - Tendenz lustlos. - Hanns Kruse wurde von einem Kollegen in einer anderen Siedlung abgesetzt. Er stellte bei netten Leuten sein Vorführgerät ab, ging ein paar Straßen zurück und begab sich an die Arbeit.

Er holte tief Luft, öffnete eine Gartentür und steuerte auf das Haus zu. Entsprechend seiner Stimmung war sein Blick nach unten gerichtet. Dadurch bemerkte er gar nicht, daß an der Haustür eine Dame stand, die ihm jetzt entgegen kam. Als sie auf seiner Höhe war, lüftete er seinen Hut und begrüßte sie freundlich:

„Guten Morgen! Gut, daß ich Sie noch antreffe. Hätten Sie wohl eine Minute Zeit für mich?"

„Guten Morgen!" sagte auch die Dame freundlich. „Das trifft sich gut, denn ich wollte Sie ebenfalls darum gebeten haben."

Die Woche fängt ja gut an, dachte Kruse. Besser als ich erwartet habe. Diese Dame ist sicher eine von der ach so seltenen Sorte, die mir vielleicht schon am Vormittag einen Auftrag erteilt.

So lächelte er sie an, mit dem ganzen Charme, den man so am Montagvormittag noch zur Verfügung hat. - Und die Dame lächelte zurück. Während dieses gegenseitigen Anlächelns gingen beide auf die Haustür zu und blieben davor stehen.

Und da standen sie nun, lächelten sich immer noch an und fanden sich offensichtlich sympathisch. Sonst geschah aber nichts. Jeder wartete darauf, daß der andere die Tür aufschließt. Keiner tat es. Keiner konnte es. Denn keiner hatte einen Schlüssel. Aber wer von den beiden wußte das schon? Der Zustand zog sich komischwerdend in die Länge. Einer mußte ja wohl hier die Initiative ergreifen, dachte Hanns Kruse und sagte:

„Gnädige Frau, ich habe fast den Eindruck, als hätten Sie Angst, mit mir in die Wohnung zu gehen?"

Die Dame erwiderte lächelnd: „Ganz im Gegenteil! Ich denke, die Angst ist bei Ihnen!"

„Wieso? fragte Hanns Kruse erstaunt, „Sehe ich so ängstlich aus?"

„Eigentlich nicht. Aber warum schließen Sie denn nicht auf?" fragte die Dame.

„Sehr gern," sagte Kruse, „wollen Sie mir bitte den Schlüssel geben?"

„Aber ich bitte Sie," sagte die Dame, „den habe ich doch nicht abgezogen!

Den werden Sie sicher in der Tasche haben!"

Jetzt wurde die Situation etwas mulmig. Er dachte, diese Frau ist wohl vorhin bloß ein paar Schritte hinters Haus gegangen und denkt jetzt, ich war in der Zwischenzeit hier und habe den Schlüssel geklaut, um vielleicht irgendwann hier einzubrechen. Wenn sie nur nicht gleich schreit!

„Bitte, gnädige Frau," sagte er, „seien Sie ganz ruhig! Die Sache wird sich bestimmt aufklären. Vielleicht haben Sie den Schlüssel in Ihrer Kostümjacke. Bitte, schauen Sie einmal nach! Sie haben ja noch gar nicht gesucht!"

Bei diesen Worten war der Dame auch nicht ganz geheuer. Sie vermutete ebenso eine Verdächtigung, den Schlüssel schnell abgezogen zu haben, um später ihren Komplizen herzuschicken. Sie beeilte sich zu sagen und öffnete dabei ihre Handtasche:

„Bitte, hier ist mein Ausweis von der Firma Schneider & Co. Ich bin Werbedame und suche Adressen zum Vorführen von Bügelautomaten. Sie können sich den Ruf nach der Polizei sparen. Den Schlüssel muß vorher jemand weggenommen haben."

Bei dem zweiten Satz schon hätte Hanns Kruse vor Lachen platzen können. Jetzt war nichts mehr zu halten. Er platzte! - Und die Dame sah sich erschrocken, hilflos und unsicher um.

„Gestatten," sagte Kruse und machte eine übertriebene Verbeugung, „Hanns Kruse, von der Firma Rehagel & Co., Bügelautomaten!" Dabei schaute er seine Kollegin von der Konkurrenz immer noch lachend an.

„Nein!" sagte die Dame wie restlos geplättet, „das gibt's doch nicht!"

„Doch, sowas gibt's! Es gibt nichts, was es nicht gibt!" Kruse beherrschte die neue Lage sofort und sagte: „Wenn wir hier schon nicht zu Hause sind, dann möchte ich die Rolle des Beinahe-Hausherrn übernehmen und Sie herzlich einladen, im nächsten Restaurant eine Tasse Kaffee mit mir zu trinken."

Auf dem Wege ins Cafe überschlug er seine Finanzlage und scheuchte alle Bedenken davon. Für dieses nette Erlebnis wollte er ein angemessenes Opfer bringen. Alles kam seiner grundsätzlichen Lebenseinstellung entgegen. Solche Stunden können oft mehr aufwiegen als die des sturen Geldverdienens. Da seine Kollegin ebenfalls Sinn für Humor hatte, genossen Sie den Tag! Ohne Arbeit!

Am Abend dieses Tages gewann Kruse die Erkenntnis, daß ungeahnte Talente in ihm schlummern. Er müsse sie nur im richtigen Moment in der richtigen Richtung anwenden. Sein Selbstvertrauen wuchs merklich: In

Zukunft wollte er eine Menge Geld verdienen und dabei andere für sich arbeiten lassen.

Samstagabend lag Hanns Kruse in seinem Bett. Er dachte und überlegte und grübelte. Ja, das war es: Diese sogenannten Verkaufsdirektoren, Gebietsleiter und wie sie sich alle nannten, machten ganz offen Hoffnungen und Versprechungen, die nie erfüllt und nie gehalten werden können. Diesen Brüdern muß ich das Handwerk legen! Und über diesen Gedanken schlief er ein.

Er träumte. Man sah seinem schlafenden Gesicht an, daß er mit seinem Traum durchaus zufrieden war. Er wurde unruhig. Er wälzte sich hin und her, saß plötzlich kerzengerade in seinem Bett, wachte auf und sprang aus den Federn. Er hatte die Idee seines Lebens! Eine tolle Sache! Jetzt wird er es ihnen zeigen! Und nicht nur das, er wird auch noch das Geschäft seines Lebens machen!

Die nächsten Tage sah man Kruse beschwingt, aber solide in guter Garderobe und in bester Laune mit einer Aktentasche sehr geschäftig irgendwelche Vorbereitungen treffen. - Er ging. - Und er kam. - Und er strahlte!

Eines Tages sah man ihn mit einem schweren Koffer zum Bahnhof gehen. Er fuhr in eine Kleinstadt, gab den Koffer beim Bahnhof auf und ging mit einer prallen Aktentasche los.

Man sah Kruse, wie er mit einer Frau an einer Haustür ein paar Worte wechselte. Er wurde sofort hereingebeten. Nach kurzer Zeit erschien er schmunzelnd auf der Straße.

Dieser Vorgang wiederholte sich laufend. Als seine Aktentasche schmal und dünn wurde, sah man ihn zum Bahnhof stürmen. Er ließ sich seinen Koffer geben, packte etwas aus und in die Aktentasche hinein, die wieder ganz dick wurde. Der Koffer blieb auf der Bahn. Er selber aber befand sich schon wieder schnellen Schrittes auf dem Wege zu den nächsten Wohnhäusern. Dieses ganze Spiel wiederholte sich bis zum Abend mehrmals. Inzwischen hatten sich seine Hosen- und Jackentaschen so angefüllt, daß er zur Bank mußte, um Hartgeld gegen Papiergeld einzuwechseln. Hanns Kruse war selig!

Am Ende der Woche ging Kruse zum VW-Händler. Einen Gebrauchtwagen konnte er gleich mitnehmen. Die nächste Woche war er bereits als Autobesitzer unterwegs. Sein Geschäft lief auf vollen Touren. Auf einer Landkarte kreuzte er die Dörfer und Kleinstädte an, die er bereits bearbeitet hatte.

Wie die Zeit vergeht, dachte Hanns Kruse. Es ist noch gar nicht so lange

her, da kaufte ich mir einen gebrauchten „Käfer", und heute fahre ich einen neuen Wagen, einen der Mittelklasse!

Und nach abermals kurzer Zeit fuhr er mit einem Mercedes auf seine Geschäftsreisen. Hanns Kruse - ein echter Senkrechtstarter! Das aber hatte er schon gelernt: Er stellte seinen Wagen nie so ab, daß ihn seine Kunden sehen konnten.

Am Sonntag hatte Hanns Kruse Ruhe und Muße, ausgiebig die Zeitung zu lesen und da fiel ihm ein koreanisches Sprichwort auf: „Wo das Glück einkehrt, übernachtet nebenan der Neid." Er gab nicht viel auf solche Weisheiten, aber er meinte, etwas Wahres sei schon dran. Und „nebenan", das waren seine Vertreterkollegen.

Bisher hatte er es meisterlich verstanden, seine Verfolger abzuschütteln, oder ihnen aus dem Wege zu gehen. Denn daß sie hinter ihm her waren, darüber herrschte kein Zweifel. Die würden ihm glatt den Hals umdrehen, wenn sie ihn nur zu fassen bekämen. Er beschloß deshalb, noch vorsichtiger zu sein, damit er lange, möglichst sehr lange unentdeckt blieb.

Die neue Woche begann. Hanns Kruse ahnte nicht, daß sie anders verlaufen sollte. Er merkte nicht, daß er verfolgt wurde. Und sein Verfolger hatte es sich für heute vorgenommen: Er wollte unbedingt wissen, auf welchem Wege ein solch rasanter wirtschaftlicher Aufschwung möglich sei.

Man sah Kruse gerade noch in einer Haustür verschwinden ohne mitzubekommen, was da gesprochen wurde. Bald schon verließ er, sich die Hände reibend, die Wohnung.

Jetzt sah und hörte man ein Verkaufsgespräch: Kruse läutete. Es erschien Frau Stockfisch. Eine sehr karge Dame! Sie war ganz und gar stille Abwehr:

„Was wollen Sie?" fragte sie sparsam mit den drei Worten umgehend.

„Guten Morgen, Frau Stockfisch," sagte Kruse. „Ich hörte bereits von Ihrer Nachbarin, daß in dieser Straße heute schon zwei Vertreter gearbeitet und sicher auch vor Ihrer Tür nicht haltgemacht haben ..."

Hier wurde der Rest der Rede von einem vorbeirasenden LKW verschluckt. Kruse wurde von ihr förmlich ins Haus gezogen. - Etwas später erschien Kruse zufrieden lächelnd auf der Straße.

Beinahe hätte ich ihn gehabt, dachte der Verfolger. Dieser verdammte Krach hat mir alles vermasselt!

Und weiter ging's.

An der nächsten Tür erschien eine Keifende. Kruse kam gar nicht dazu, den Mund über das „Guten Morgen" hinaus in Bewegung zu setzen. Sie kanzelte ihn ab, stellvertretend für alle Vertreter, indem sie ihm erzählte, daß sie vor kurzer Zeit von einem seiner Kollegen einen Maulkorb angedreht bekam, obgleich sie gar keinen Hund besäße.

Man sah, wie Kruse über diese Geschichte herzlich lachen mußte. Er versuchte, sich lautstark durchzusetzen und schrie fast: „Gerade deshalb komme ich ja zu Ihnen! Ich ga-ran-tiere- Ihnen, daß dieses nicht mehr passieren wird ..."

Und wieder ging der Rest in einem ohrenbetäubenden Lärm unter, denn in diesem Augenblick brauste ein Düsenflugzeug übers Haus. Dafür sah man aber das Gesicht der Frau. Es hellte sich auf - es strahlte. Das Flugzeug war vorüber, und man hörte sie sagen: „Endlich! Das ist ja wunderbar!"

Und Kruse wurde bei der Hand genommen und ins Haus gebeten.

Dem Beobachter gefiel dieser Ausgang gar nicht. Er fluchte: „So ein Mist!" und sah dem Flugzeug ärgerlich nach.

An einer anderen Haustür erschien eine gutmütige Oma. Sie war schwerhörig. Das Frage- und Antwortspiel der beiden ergab immer einen verkehrten Sinn.

„Guten Tag!" sagte Hanns „mein Name ist Kruse."

„Nein, ich brauche keine Bluse," sagte die Oma.

„Ich habe keine Blusen zu verkaufen!" sagt Kruse.

„Ach, sie haben was zu saufen?" und die Oma schüttelte den Kopf.

„Sie haben mich falsch verstanden!" schrie Kruse der Oma ins Ohr.

„Wir baden immer samstags," erklärte die Oma stolz.

„So hat das keinen Zweck!" sagte Kruse kopfschüttelnd.

„Wessen Sohn ist weg?" fragte die Oma ängstlich.

„So kommen wir nicht weiter," meinte Kruse hoffnungslos und ziemlich leise.

„Ja," sagte die Oma freundlich und ging schon voran, „kommen Sie ruhig weiter!"

In der guten Stube holte dann Kruse etwas aus seiner Aktentasche und zeigte es der Oma. Dazu machte er durch Gesten klar, daß das kleine Ding außen an der Tür befestigt wird und zehn Mark kostet. Er machte ihr auch verständlich, daß er das Anbringen selber übernehmen würde.

Die Oma nickte zu allem, was Kruse erzählte. (Er war ja auch ein solch

lieber Mensch.) Aber er war sich nicht im klaren, ob sie auch wirklich alles verstanden hätte. Sie nickte und sagte zu allem „ja und Amen". Es wird sich ja gleich herausstellen, dachte er, wenn es echt ans Bezahlen geht. Die Oma blieb die Freundlichkeit in Person. Und sie legte schon die zehn Mark auf den Tisch.

Während dieser Zeit bemühte sich Kruse, das Schild an der Tür zu befestigen. Er war fertig. Die Oma holte die zehn Mark und drückte sie ihm in die Hand. Ganz bedächtig holte sie auch ihre Brille hervor, setzte sie auf die Nase und betrachtete glücklich-interessiert das Ergebnis:

VERTRETERBESUCH UNERWÜNSCHT!

Als Kruse in der nächsten Tür verschwand, schoß der Beobachter auf die Haustür der alten Oma zu und sah sich die Bescherung an.

„Das ist ja nicht zu fassen!!" sagte er laut vor sich hin. „Das darf doch nicht wahr sein!!" Er starrte immer noch auf das Schild und redete weiter mit sich selbst: „Dieser verdammte Kerl, der bringt uns Vertreter ja ums ganze Geschäft! Wenn das so weitergeht, kann ich hier bald einpacken." Er beschloß, diesen Verräter sofort anzusprechen und zur Rede zu stellen. Vor der letzten Tür wartete er auf Hanns Kruse.

„Ich möchte Sie einmal sprechen!" so wurde Kruse barsch empfangen.

„Ja, gern," sagte Hanns, „mein Name ist Kruse. Möchten Sie vielleicht auch solch ein Schildchen haben? Es kostet nur zehn Mark, und Sie haben keinen Ärger mehr mit den vielen lästigen Vertretern, die einem tagein, tagaus die Tür einlaufen." Und dabei sah er seinem Gegenüber treuherzig in die Augen.

Der bisherige Verfolger stellte sich auch kurz vor: „Heppe, mein Name." Und während Kruses Worte hatte er bereits die Feststellung gemacht, daß dieser Mensch ja gar nicht so ein rabiater Typ ist, wie er ihn sich vorgestellt hatte. Auch seine Stimme ist recht angenehm. Der scheint wirklich nicht zu der Sorte von Kollegen zu gehören, mit denen man es leider so oft zu tun hat. Aus seiner Absicht, diesem Burschen anständig die Meinung zu sagen und ihm den Kopf zu waschen, wurde nichts. Er änderte völlig sein Vorhaben und sagte:

„Ich habe Sie schon in den letzten Tagen und auch heute bei Ihrer Tätigkeit beobachtet. Aber erst jetzt komme ich dahinter, was Sie verkaufen. Ist das Ihre Idee?"

Kruse beantwortete diese Frage mit einem knappen „Ja!"

„Und Sie sind allein darauf gekommen?"

„Ja, ganz allein!"

„Und das macht Ihnen noch niemand nach?"

„Ich glaube nicht. Die einfachsten Ideen sind oft am unglaubwürdigsten. Und deshalb zögern die möglichen Nachahmer."

„Würden Sie mit mir eine Tasse Kaffee trinken? - Ich habe da nämlich eine Idee!"

„Sehr gern," sagte Kruse, „für gute Ideen bin ich immer zu haben."

Stumm gingen beide zum nächsten Restaurant. Jeder hatte so seine eigenen Gedanken. Aber keiner wollte sie aussprechen; jetzt noch nicht.

Der Kaffee kam. Die Stimmung war gut. Herr Heppe kam gleich zur Sache: „Sie machen das also allein?"

„So ist es!" sagte Kruse.

„Gut! Und Sie stellen auch selber her?"

„Halt!" fuhr Kruse dazwischen. „Jetzt möchte ich erst einmal fragen. Um die Sache abzukürzen: Wollen Sie den Vertrieb für ganz Deutschland übernehmen?"

Heppe blieb der Mund offenstehen. „Soll das heißen, Sie wollen mit mir die Verkaufsleitung besetzen?

Unter gewissen Umständen wäre ich bereit, Ihnen die Position eines Verkaufsdirektors zu übertragen. Aber wie gesagt, unter gewissen Umständen!

„Und die wären?" fragte Heppe gespannt.

„Daß Sie nicht zu ganz bestimmten Typen von Verkaufsdirektoren gehören, als da sind - vielleicht kennen Sie diese Namen: Krienke zum Beipiel."

„Den kenne ich! Dieser Ganove!" warf Heppe prompt ein. „Und weiter?"

„Den Verkaufsdirektor Winter von den Fortuna-Werken?"

„Den Burschen kenne ich auch! Die haben mich beide reingelegt. Mit diesen Halsabschneidern möchte ich mich nicht auf eine Stufe stellen!"

„Gut! Diesen Leuten und deren Methoden wollen wir den Kampf ansagen! Von mir aus kann es losgehen. Ich werde noch heute alles in die Wege leiten, damit wir genügend Nachschub haben. Und alle Einzelheiten besprechen wir dann morgen in Cohrs Hotel."

Inzwischen hatte Kruse mit dem Hersteller seiner Schilder einen Vertrag abgeschlossen, um sich für die Zukunft abzusichern.

Bei dem Treffen mit Herrn Heppe wurden alle Einzelheiten der Organisation und der Provisionen durch- und abgesprochen. Und auch die

wichtigsten Punkte für einen Vertrag wurden festgehalten.

Das war soweit erledigt. Jetzt mußte aber unverzüglich an die Vorbereitung der Erweiterung des Vertriebsnetzes gegangen werden.

„Hierzu habe ich gleich eine Idee!" sagte Herr Verkaufsdirektor Heppe grinsend.

„Und die wäre?"

„Wir geben für Sonnabend ein schönes, großes Inserat auf!"

„Und wie soll der Text lauten?"

VERTRETER GESUCHT!
LETZTE CHANCE!
HORRENDE PROVISION!

*

Alle Männer sind so!

Der Autor dieser Geschichte bin nicht ich, sondern es ist meine Frau. Zuerst habe ich versucht, ihr alles auszureden. Schließlich habe ich sie gebeten, mich vor der Öffentlichkeit nicht so zu blamieren. Aber sie hat nur gelacht. Die Begründung für ihre unumstößliche Absicht kam, nachdem sie sich beruhigt hatte. Und die war ganz einfach:

„Warum fühlst du dich so getroffen?" meinte sie und ließ mir gar keine Zeit für eine Erwiderung. „Alle Männer sind so! Und du bist sogar einer der heldenhaftesten, wenn du meine Schilderung über dich ergehen läßt!"

Was ich dann noch zu sagen hatte, wurde von meiner Frau gleich als Rückzugsgefecht erkannt. Dennoch gelang es mir, im Tauschhandel einen vierzehntägigen Angelurlaub herauszuschlagen, damit ich mich von den Strapazen dieser Bloßstellung erholen konnte.

Hier die Schilderung meiner Frau:

Unser alter Zahnarzt hatte sich zur Ruhe gesetzt. Ein junger Mediziner hatte die Praxis übernommen. Schon als mein Mann von diesem Wechsel hörte, konnte ich bei ihm eine gewisse Unruhe feststellen. Obgleich er sich sonst kaum um die Nachbarn, geschweige der etwas weiter entfernt Wohnenden (wozu die Zahnarzt-Praxis gehört) kümmert, brachte er jetzt öfter unsern alten Zahnarzt ins Gespräch, und zwar mit Gründen, die gegen sein Ausscheiden sprachen. Zusammengefaßt waren es die beruhigende Art, die vorsichtige Handhabung der Instrumente, das Herunterspielen irgendwelcher Probleme, die Geduld bei der Räuspertour meines Mannes und die kurzfristigen Behandlungstermine. Kurz: Meinem Mann wollte es nicht in den Kopf gehen, daß sich unser Zahnarzt zur Ruhe gesetzt hatte.

Eines Tages sagte mein Mann:

„Ich verstehe gar nicht, warum sich unser Dr. Frohmann jetzt schon von seinem Beruf zurückziehen muß! Er ist doch noch viel zu vital! Und wenn ich ihn gar mit anderen Männern seines Jahrganges vergleiche, so schneidet er doch haushoch besser ab!"

In dem Punkt konnte ich meinem Mann recht geben. Andererseits hatte ich Verständnis für die persönlichen Wünsche anderer Menschen, so daß ich sagte:

„Nun laß doch mal endlich unsern guten Doktor machen, was er für richtig hält! Im übrigen meine ich, solltest du etwas toleranter sein!"

Für diesen Tag wurde das Thema gewechselt. Es dauerte aber nicht

lange, da fing mein Mann schon wieder damit an. Und er wurde irgendwie agressiver:

„Also, je länger ich darüber nachdenke, um so überzeugter komme ich zu dem Schluß, daß gerade ein Zahnarzt ganz bestimmte Verpflichtungen gegenüber seinen Patienten hat. Er darf sich nicht so einfach davonstehlen, solange keine triftigen Gründe vorliegen! Und die liegen bei Dr. Frohmann weiß Gott nicht vor!"

Darauf habe ich meinen lieben Mann eine ganze Weile angesehen und dann mit schrägem Blick gesagt:

„Ich werde das Gefühl nicht los, du müßtest bald mal zum Zahnarzt gehen, und zwar zu unserm neuen, netten, jungen Zahnarzt. Du wirst sehen, du fühlst dich danach wie neugeboren!"

Mein Mann sah mich von der Seite an und fragte nach einer Pause:

„Hast du den Dr. Hüneweg denn schon mal konsultiert?"

„Sicher habe ich das! Du weißt doch, daß ich regelmäßig alle Vierteljahr hingehe!"

„Und davon hast du mir gar nichts erzählt?!" stellte mein Mann entrüstet fest.

„Ich weiß doch, daß du gegen dieses Thema allergisch bist. Ich wollte dich nicht beunruhigen!"

Darauf hat mein Mann eine ganze Weile mit mir diskutiert, daß es sich nicht gehöre, ihm eine so wichtige Berichterstattung über mein Erlebnis beim Zahnarzt vorzuenthalten.

Aber dann nahm das Fragen schier kein Ende. - Mein Gott, was hat er nicht alles wissen wollen!: Wie sieht er aus? - Wie alt ist er? - Wie wirkt er? - Wie lange praktiziert er schon? - Ob er, falls er spritzt, auch auf schwache Herzen Rücksicht nimmt? - Ob er mehr zum Bohren oder Ziehen neigt? - Und ob damit zu rechnen sei, daß er bei der Tendenz zum Räuspern Rücksicht nimmt? - Und ob ein Zahnarzt mit Vollbart nicht schon an sich zum Fürchten aussähe?

Als ich hoffte, mein Mann hätte sein ganzes Fragen-Pulver verschossen, sagte ich ihm, daß ich ihn schon vor Wochen zur Routineuntersuchung angemeldet habe.

Jetzt hätten Sie meinen Mann sehen sollen! Er wußte selber nicht, ob er „hochfahren", oder ob er mit dieser für ihn lästigen Entscheidung einverstanden sein sollte. Er saß da und war sich nicht im klaren, wohin sich seine Gesichtszüge bewegen sollten.

Als ich glaubte, den nächsten Schritt wagen zu können, habe ich ihm

gesagt, daß er eines Tagens sowieso hinmüsse.

„Also, möchtest du den Termin morgen oder übermorgen, oder willst du lieber vierzehn Tage bis drei Wochen auf diesen Tag warten? - Dann kannst du drei Wochen lang nicht richtig schlafen!"

„Also gut," sagte mein Mann kleinlaut, „für wann hast du mich angemeldet?"

„In zwanzig Minuten bist du dran! Du mußt dich also beeilen!"

*

Das glaubt doch keiner!

Wenn Sie, meine verehrten Leserinnen und Leser fleißig die Lizenzpresse verfolgen und TV-Gucker sind, dann werden Sie bei dieser Lektüre in Gewissensnot kommen.

Keine einschlägige Sendung, kein Artikel, in welchem die deutschen Soldaten oder die Deutschen ganz bestimmter Jahrgänge nicht die Rolle des Bösewichts zu spielen haben.

Wer sich aber ein Fünkchen Drang zur Wahrheitsfindung bewahrt hat, dem biete ich Gelegenheit, seinen Empfindungen einmal freien Lauf zu gewähren.

Am 17. Juli 1941, es war nach der Besetzung Kretas durch deutsche Truppen, lag ich auf einem Flugplatz bei Athen. Da die Einsätze vorüber waren und ich Geburtstag hatte (Sie können sich in meiner Kurzbiografie überzeugen), wollten mein Funker und ich uns einen schönen Tag machen.

Es war sehr heiß, und wir waren zu einem erfrischenden Bier in einem Restaurant gelandet. Wir hatten kaum Platz genommen, als zwei uniformierte Soldaten der französischen Luftwaffe baten, sich bei uns niederzulassen.

Manch ein gutgeimpfter Leser wird jetzt den Kopf schütten und behaupten wollen, dies sei glattweg gelogen, denn Frankreich habe bereits 1940 kapituliert. Ich nehme diese Zweifel nicht übel. Es hat ihnen ja bisher niemand erzählt, daß vieles ganz anders war, als es per Umerziehung dargestellt wird. Ich schwöre: Es ist die Wahrheit! Und ich verschenke mein Hab und Gut an den, der mir nachweist, daß ich gelogen habe!

So saßen wir vier an einem Tisch und versuchten, ins Gespräch zu kommen. Schnell hatten wir raus, daß unsere Kameraden von der anderen Feldpost-Nummer ebenfalls ein Pilot und sein Funker waren. Leider sprachen wir nicht französisch und meine Gäste, - ich hatte die beiden wegen meines Geburtstags eingeladen - sprachen kein Wort deutsch. Da wir aber alle die international gebräuchlichen Q-Gruppen beherrschten, wie sie in der Fliegerei verwandt wurden, kamen wir auch bald zu den ersten Verständigungen.

Heute habe ich leider vieles von diesen Q-Gruppen vergessen, aber ich glaube, qfl hieß, das linke Fahrgestell ist beschädigt. Und wenn dann gerade ein Mädchen vorbeiging, wußte jeder, was gemeint war. Jedenfalls hatten wir einen Heidenspaß. Und jeder bemühte sich, die notwenigen Q-Gruppen ins Gespräch zu bringen, um der Unterhaltung Schwung zu geben.

Erst nach dem Gebrauch der internationalen Fliegersprache kamen wir auf die Idee, es mit Englisch zu versuchen. So klappte alles ganz vorzüglich.

Wir Deutschen hatten uns zuerst gewundert, daß die Franzosen in voller Kriegsmontur hier frei herumliefen. Als wir dann noch hörten, daß sie auf unserm Platz mit ihrer Maschine gelandet und auf dem Luftwege nach Syrien, dem französischen Mandatsland, seien, verschlug es uns die Sprache.

Sie waren voll des Lobes über die Behandlung durch die deutschen Dienststellen und die Freiheit überhaupt. Sie waren sogar begeistert von Adolf Hitler, weil er veranlaßt hatte, den Sohn Napoleons I., den Herzog von Reichstadt, von Wien zum Invalidendom in Paris zu überführen, damit er an der Seite seines Vaters ruhe.

(Als ich lange nach dem Kriege im Invalidendom war und dort die Frage stellte, wie der Sohn Napoleons hierher gekommen sei, wußte niemand eine Antwort. Das ist moderne Geschichtsschreibung!)

In Athen haben wir Vier kräftig gefeiert. Die Franzosen hatten ebenfalls einen Ruhetag. Und wir waren damals jung! Wir wußten vor Übermut und Freude über das Verstehen miteinander nicht mehr, was wir anstellen sollten. Dann hatte jedoch mein Funker eine Idee. Zuerst besprach er alles mit mir allein. Sein Vorschlag war tatsächlich verrückt. Aber, wir hatten bereits leicht einen in der Krone, waren lustig und: Ich hatte ja Geburtstag!

Meine möglichen Bedenken ließ ich gar nicht erst aufkommen. Ich war Feuer und Flamme! Jetzt ging es daran, unsere französischen Kameraden damit zu überraschen und zum Mitmachen zu bewegen. Als ich ihnen per Q-Gruppen und in Pidgin-Englisch alles verklickert hatte, haben sie sich fast ausgeschüttet vor Lachen. Aber so benebelt waren sie denn doch noch nicht, um nicht zu begreifen, daß sie da in Teufels Küche geraten könnten ...

Sie besprachen sich, lachten und amüsierten sich wohl in der Vorstellung, unseren Vorschlag in die Tat umzusetzen, aber die Bedenken überwogen. Sie lehnten „dankend" ab.

Aber wir waren bereits so von der Idee besessen, daß wir nicht lockerließen. Ich sagte zu ihnen:

„So, Kameraden, jetzt erheben wir uns alle von den Plätzen und trinken auf meine Gäste und Frankreich!" Zack, kamen alle in die Höhe. Es war eine gute Mischung aus Heiterkeit und Würde. Aber ich hatte nur eins im

Sinn: Ich wollte sehen, ob unsere Körpergrößen in etwa angeglichen waren.

Meine Absicht war erfüllt. Das könnte klappen! Und auf mein Wohl wurde auch noch getrunken. Alles stehend freihändig!

Danach habe ich folgendes erklärt: „Ihr Franzosen genießt einen weltweiten Ruf als Frauen-Betörer. Wir Deutschen sind bekannt als sachlich, kühl und weniger interessant für Frauen. Wir werden jetzt unsere Uniformen tauschen. Ihr geht als deutsche Luftwaffen-Soldaten und wir beide als Franzosen. Und dann wollen wir doch mal feststellen, ob und wie die Mädchen reagieren. Und zu eurer Beruhigung: Ich kenne den Luftwaffen-General C. persönlich, der hier in Athen das Sagen hat. - Alles nehme ich auf meine Kappe!"

Meine Rede hatte überzeugt. Wir verschwanden zu zweit in der Toilette. Und den ersten Höhepunkt hatten wir bereits, als mein französischer Pilot-Kamerad und ich wieder im Lokal erschienen.

Als wir komplett waren, habe ich gezahlt, und wir verdufteten mit möglichst wenig Aufsehen. Das Hinterdreinschauen vieler Gäste gab uns zu denken, aber als wir uns ein Stück entfernt hatten, fanden wir unsere alte Lockerheit wieder.

Ich war gespannt, was sich ereignen würde, wenn wir versuchen, mit einer jungen Dame ins Gespräch zu kommen. Wir hatten noch beschlossen, immer beisammen zu bleiben, um damit unseren Versuchs-Damen die Möglichkeit zu bieten, uns zu beweisen, wer die größeren Chancen hat: Die deutschen Franzosen oder die französischen Deutschen.

Unsere Fragen an die Griechinnen waren natürlich harmloser Art und höflich gestellt. Problematisch wurde aber der erste Gesprächskontakt überhaupt. Denn alle Angesprochenen waren überrascht, von den vermeintlichen Deutschen in so perfektem Französisch angesprochen zu werden, während die vermeintlichen Franzosen nicht französisch antworten konnten, dafür aber in gutem Deutsch oder - wie gesagt - in Pidgin-Englisch.

Das Kuddelmuddel war hundertprozentig! Nicht nur wir haben uns köstlich amüsiert, sondern auch durchweg unsere Gesprächspartnerinnen. Wir waren aber nicht nur auf Unterhaltungen mit Damen aus. Wir wurden immer übermütiger. Nur wenn wir deutsche Soldaten sahen, wurden wir vorsichtiger. Besonders dann kam ich - bei dieser Hitze! - noch mehr ins Schwitzen, wenn ich einen höheren deutschen Offizier entdeckte. Ich zitterte dann darum, ob meine „deutschen Kameraden" wohl

auch alles richtig machten, um nicht aufzufallen. Aber meine Sorge blieb unbegründet. Mein französischer Pilot-Kamerad hatte das Problem schnell gelöst. Er grüßte ganz einfach jede deutsche Uniform, auch wenn es dazu führte, daß dann der Offizier vor dem jüngsten deutschen Rekruten zuerst salutierte.

Uns stach damals wirklich der Hafer. Aber das merkten wir nicht. Wir zogen vor die deutsche Kommandantur und wollten einfach sehen, was passiert, wenn uns einer auf die Sprünge kommt.

Gerade als wir schon sehr sicher und noch mehr sorglos immer neue Versuche unternahmen, steuerte, aus einem Auto kommend, ein Luftwaffen-General die Kommandantur an. Ich war nicht mehr in der Lage, einen Haken zu schlagen und zu verschwinden. Mir blieb nichts übrig, als zu salutieren und ihm ins Gesicht zu sehen. Der General war sehr freundlich, dankte für den Gruß und sagte - da er die französische Uniform sah - : „Bon jour!"

Ich antwortet militärisch laut: „Bon jour, mon General!"

Der General machte noch zwei Schritte. Dann drehte er sich um, kam langsam auf mich zu und fragte, indem er mir deutlicher in die Augen sah als mir lieb war:

„Wo haben Sie denn französisch gelernt?"

Da ich mich bereits entdeckt fühlte, zumindest kurz davor, fiel mir nur eine Antwort ein:

„Kann man das schon an den paar Worten merken, Herr General?"

Es war genau der General, als dessen Ordonnanz-Offizier ich die Karten für den Kreta-Einsatz hatte quittieren müssen und den ich gestern um Urlaub für meinen Geburtstag gebeten hatte.

„Wie kommen Sie denn zu dieser Montur? Was hat das zu bedeuten?"

Mit wenigen Worten hatte ich alles aufgeklärt und dabei auf meinen Funker als Franzosen und die beiden „deutschen Soldaten" als französische Flieger gezeigt.

Ich war auf ein Donnerwetter gefaßt, meine drei Kameraden bestimmt auch. Aber der General ließ sich die deutschen Franzosen vorstellen und lud uns alle in sein Dienstzimmer ein, um meinem Geburtstag den nötigen Rahmen zu geben, wie er meinte.

Wir wollten unsere Klamotten wieder zurücktauschen, aber davon wollte der General nichts wissen. Wir mußten, so wie wir waren, in seinem Büro Platz nehmen. Er hat sich einen Spaß daraus gemacht, die Kreuzung

aus französischen Deutschen und deutschen Franzosen den Damen und Herren seines Stabes vorzustellen.

*

Lifting ist „in"

Sie kennen doch alle diese berühmte Bildschirm-Dame! Wie heißt sie doch nur ...? Sie war mal mit dem Amerikaner Ben Giller oder so ähnlich verheiratet. Wenn ich nur die Namen besser behalten könnte! Jetzt hab ich's! Ja, die Keif meine ich!

Also dieser Giller oder Willer, ist ja auch egal, wie der heißt, der hat also schon vor der Hochzeit seiner Bella ... Warten Sie mal: Hat sie vielleicht doch einen anderen Vornamen? Ist ja auch egal! Sie wissen schon! Der hat ihr also gesagt, wie toll er sie fände. Nur eins hätte er nach der Hochzeit ein bißchen anders: Die Nase!

„Ganz wie du meinst, darling!" hatte sie geflötet. „Das läßt sich heute alles machen. Und wie soll sie deiner Meinung nach aussehen?"

„So ein bißchen länger und leicht gebogen, griechisch etwa, nur noch mehr geschwungen."

Bella ging also zum Schönheits-Chirurgen und ließ sich eine zu Ben Giller passende Nase verpassen. Beide waren glücklich ... solange die Ehe hielt.

Bevor diese Episode vorbei war, hatte der Nachfolger von Ben schon seinen Wunsch geäußert: Er wollte durch Bellas Nase nicht dauernd an seinen Vorgänger erinnert werden. Nichts konnte Bella besser verstehen als den Wunsch ihres neuen Mannes Ralf. Er liebte so ein süßes kleines Stupsnäs'chen.

„Das ist gar kein Problem, Liebling," säuselte sie trotz ihrer verrosteten Stimme. „Ich werde wieder zu meinem alten Operateur gehen."

Nach vierzehn Tagen war alles verheilt. Es hatte keine Komplikationen gegeben. Alle waren zufrieden. Als der Verband abgenommen wurde, war Bella etwas erstaunt. Sie präsentierte zwar eine neue Nase, aber der linke Mundwinkel war leicht nach oben verzogen, so daß es aussah, als würde sie verschmitzt lächeln. Sofort entdeckten der Chirurg und ihr Ehemann Ralf diese ungewollte Veränderung als einen überaus positiv-wirkenden Nebeneffekt. Und Bella war schnell überzeugt.

Auch auf der ersten Party fiel allen Leuten das eigenartige Lächeln der einseitigen Mona Lisa auf. Ralf und Bella waren überglücklich.

Als die ersten Ehewochen vorüber waren, schlich sich auch hier der Ehealltag ein. Es kam zu Meinungsverschiedenheiten eigentlich ganz harmloser Art. Nur ärgerte sich Ralf darüber, daß seine Bella ihn auch dann noch so unverschämt und von oben herab angrinste, als der Streit längst geschlichtet war.

„Ich hätte nie von dir gedacht, daß du so nachtragend bist! Die ganze

Sache ist vorbei und begraben, aber du benimmst dich so, als wäre ich hier der Haustrottel!"

„Aber Liebling," berlinerte sein Bella-Mäus'chen, „haste denn neuerdings Minderwertigkeitskomplexe?"

„Ich leide nicht an Minderwertigkeitskomplexen, verdammt! Es ist eine Frechheit, mir sowas an den Kopf zu werfen! Dafür bist du zynisch und verletzend ..."

Das war der Anfang vom Ende dieser Ehe. Bella ließ sich durch nichts provozieren. Selbst bei ihren vulgärsten Ausdrücken behielt sie ihr mokantes Lächeln, was Ralf immer mehr auf die Palme brachte. Und sogar beim Scheidungstermin vor dem Landgericht zeigte Bella eine aufreizende Gelassenheit und Herzlosigkeit, die alle Beteiligten erschütterte.

Die nächsten Monate verreiste Bella ins Ausland. Als sie wieder im Lande war, merkte sie, daß sich der Kreis ihrer Freunde sehr verkleinert hatte. Hintenherum erfuhr sie den Grund: Sie würde alle Leute wie von oben herab behandeln und immer zynisch wirken. - Genau das, was Ralf ihr vorgeworfen hatte! Sie betrachtete sich im Spiegel und mußte eingestehen, daß sie gar nicht anders wirken konnte. Es sei denn, sie bemühe sich fortwährend, ihre Gesichtszüge unter Spannung zu halten. Was ja auf die Dauer kein Pferd aushalten kann. Und sie erkannte, daß allein der Chirurg, dieser Schuft, an der ganzen Misere schuld sei.

Da Bella schon immer gut rechnen konnte, machte sie ihrem Gesichts-Architekten die Hölle heiß und zwang ihn zu einer kostenlosen Nachbesserung.

Am Tage der Entfernung des Verbandes war zufällig ein berühmter Film-Regisseur bei ihr, der den „Glöckner von Notre Dame" drehen wollte. Als Bella ihr neues wahres Gesicht zeigte, war dieser Regisseur „Feuer und Flamme". Er schwärmte in den höchsten Tönen und war davon überzeugt, Bella zu weiterem Weltruhm zu verhelfen, wenn sie die mittragende Rolle als Großmutter des Glöckners in besagtem Film übernehmen würde.

Bella konnte man keinerlei Rührung aus ihrem Gesicht entlocken. Wahrscheinlich schmerzten noch die Narben. Aber gerade dieser verkniffene Gesichtsausdruck ließ den Regisseur in seiner Begeisterung nicht zur Ruhe kommen.

Auch über die Höhe der Gage wurde gesprochen. Bella ließ scheinbar alles kalt. Der Regisseur war sprachlos. Er verdoppelte die Gage, und Bella hätte ihrem Entzücken dezent Ausdruck verliehen, wenn sie nur

gekonnt hätte. Der Regisseur aber deutete ihr Verhalten als das Einleben in ihre neue Rolle, der mürrischen, zänkischen bis häßlichen Alten des Glöckners von Notre Dame.

Als der Film abgedreht war, meinte der Regisseur:

„Verehrte Frau Keif, ich und die ganze Film-Crew danken Ihnen von Herzen für Ihr Mitwirken. Sie haben beispielhaft für alle Ihre Rolle bis zum Ende durchgestanden. - Und jetzt können Sie auch wieder ein anderes Gesicht machen!"

Sie zog den Regisseur in eine Ecke und gestand kleinlaut:

„Ich kann es eben nicht! Seit Tagen schon versuche ich in meiner Wohnung ein freundlicheres Gesicht zu machen. Es geht einfach nicht. Für ein paar Minuten halte ich es schon mal durch, aber danach ist alles wieder beim alten. Entweder haben Sie jetzt noch eine ähnliche Rolle, oder ich muß meinen Chirurgen verklagen. Bloß, davon bin ich immer noch nicht dieses dämliche Gesicht los!"

Das Gespräch mit dem Chirurgen war eine einzige Katastrophe. Er machte ein niederschmetterndes Geständnis und erklärte, nichts mehr ändern zu können, wenn man nicht das Risiko übernehmen wolle, eventuell ein noch schlimmeres Ergebnis zu bekommen.

„Verehrte Frau Keif," versuchte er mit freundlich wirken sollendem Gesicht einen anderen Vorschlag anzubringen, „da wir in Ihrem Gesicht nichts mehr ausbügeln können, mache ich Ihnen ein anderes Angebot. - Und ich kann wohl ganz offen mit Ihnen sprechen?"

„Nur raus mit der Sprache! Viel können Sie ja nicht mehr verderben!"

„Was halten Sie vom Liften Ihres Busens, gnädige Frau? Selbstverständlich sollen Ihnen keinerlei Kosten entstehen."

Für „keinerlei Kosten" war die Diva immer ansprechbar, weil sie schon genug Schulden hatte. Äußerlich ungerührt fragte sie: „Was schlagen Sie vor?"

„Ja, gnädige Frau, ich meine, Ihre Brüste sind etwas zu klein und sicher auch bereits ein bißchen, wie soll ich sagen, „müde" geworden. Wir könnten sie heben und vergrößern. Um mit den Worten der jüngeren Generation zu sprechen: Wir könnten sie so richtig knackig machen! Wie denken Sie darüber?"

„Und es kostet mich nichts?" wollte Frau Keif ganz sicher gehen.

Alles wurde besiegelt. Am selben Tage noch schritt Doktor Schneider zur Tat. Er unterfütterte den Busen mit einem ganz neuen und hochgelobten Material. Und nach vierzehn Tagen war auch diese Heilung gut zu

erkennen. Frau Bella Keif hatte tatsächlich einen „knackigen" Busen bekommen. Beide waren entzückt. Nur, Bella war es ihrem Gesicht nicht abzulesen.

In der nächsten Zeit fühlte sie sich zwischen Hals und Bauch wie neugeboren. Das Gesicht sah sie schon nicht mehr. Und sie knüpfte neue Bekanntschaften an. Sie war dabei auch wenig wählerisch und nahm alles an, was sich ihr bot. Hoffte sie doch auf Anerkennung ihrer Neuanschaffung.

Ein älterer Herr, ein ehemals begeisterter Flieger und jetzt gutbetuchter Geschäftsmann, hatte das Glück, die Bekanntschaft der Frau Keif zu machen. So ergab es sich auch recht bald, daß dieser Herr Frau Keif zu einem Flug im eigenen Flugzeug überreden konnte.

Noch nie hatte sie eine solche Aussicht genossen. Und da eine gewisse Sicherheitshöhe über den Alpen notwendig war, befanden sie sich noch im Steigflug, als bei Frau Keif die Knöpfe von der Bluse sprangen.

Der feine Herr sah erschrocken seinen Fluggast an und die immer größer werdenden Ballons, während Frau Keif wohl dieses Malheur ebenfalls bestaunte, aber doch keine Miene verzog.

Im Sturzflug wurde alles wieder normalisiert und anschließend gelandet. Beide sprachen nicht mehr miteinander.

Am nächsten Tag fuhr Frau Keif zu ihrem Doktor Schneider und erschlug ihn.

Dem feinen Herrn aber, der Besitzer einer Zigaretten-Fabrik war, fiel bei dieser Gelegenheit ein neuer Werbespot ein:

„Wer wird denn gleich in die Luft gehen ...!"

Camillas Weihnachtsaufsatz

Mit Freundinnen hat es bei mir schon früh angefangen. Leider muß ich Sie enttäuschen, wenn Sie jetzt auf die Preisgabe einer bisher verheimlichten Romanze warten. - Allerdings, Heimlichkeiten hatten wir schon, aber wenn man sich daran erinnert ... Mein Gott, wir waren damals gerade zwanzig Jahre alt. Zusammen!

Um ganz genau zu sein: Wir saßen auf einer Schulbank, ganz dicht nebeneinander. Wir kannten noch keine Probleme. Camilla war ein Mädchen und ich ein Junge. Darin fanden wir fast keinen Unterschied. Alles war ganz einfach.

Da wir Nachbarskinder waren, haben wir häufig unsere Schularbeiten gemeinsam gemacht. Das war sogar fast die Regel. Camilla schrieb bessere Aufsätze, und ich war besser im Rechnen. Wir hatten bald heraus, daß es für uns beide von Vorteil war, wenn wir zusammenhielten.

Die Weihnachtsferien waren vorüber. Der erste Schultag wurde noch nicht ernst genommen. Vor allem drehte sich alles um die Weihnachtsgeschenke. Auch unser Deutsch-Lehrer nutzte die Gelegenheit und regte uns zu ausgiebigen Erzählungen an. Am Schluß der Stunde kam das dicke Ende. Für mich wenigstens, denn Aufsätze waren mir ein Greuel. Das Thema sollte heißen: Was hat mich an Weihnachten am meisten erfreut.

Zuerst hat mich alles herzlich wenig interessiert. Heute war nämlich Donnerstag, und der Aufsatz sollte bis Montag fertig sein. Und außerdem hatte ich ja meine literarische Freundin Camilla. Sie würde sich sicher wieder etwas für mich ausdenken. Und ich brauchte bloß hinzuschreiben, was sie mir erzählt. Noch in der Klasse verabredeten wir unsere Gemeinschaftsarbeit für Sonnabend.

Als ich mich bei ihr zur verabredeten Zeit einfand, erfuhr ich, daß Camilla mit ihrer Mutter zu einer Tante gefahren sei und erst am Sonntagabend zurückkäme. So blieb mir nichts anderes übrig, als meine Hausaufgabe allein zu machen.

Erst am Montagmorgen sahen wir uns in der Schule wieder. Wir hatten gar keine Zeit, über mein Problem mit meinem sicherlich verkorksten Aufsatz zu sprechen. Gleich in der ersten Stunde hatten wir Deutsch. Und schon war unser Lehrer an seinem Pult, sah sich seine Schäfchen von oben herab an und sagte:

„Nun, meine Freunde, für den Aufsatz habe ich euch absichtlich viel Zeit gelassen. Ich hoffe, daß ihr alle diese Gelegenheit genutzt habt, um die

Deutschnoten aufzubessern. Damit wir in die richtige Stimmung kommen, sollte einer seinen Aufsatz vorlesen. Wer fühlt sich stark?"

Hier machte Herr Singer, unser Lehrer, eine Pause. Aber niemand hob die Hand. Davon schien er nicht begeistert zu sein, denn er meinte:

„Ich habe den Eindruck, ihr habt noch nicht ausgeschalfen. Ich glaube, ich muß doch wieder Camilla rannehmen, damit ein bißchen Schwung reinkommt."

Und mit seinen letzten Worten ging eine spürbare Erleichterung durch die Reihen. Herr Singer sah sich seine Schäfchen noch einen Augenblick lang an, dann sagte er:

„Also, Camilla, dann müssen wir wohl. Steh mal auf und lies uns deinen Aufsatz vor!"

Auch Camilla schien noch nicht ganz munter zu sein, denn sie wirkte, als hätte man sie aus einem Traum aufgeschreckt. Sie erhob sich langsam von ihrem Platz, suchte ein bißchen umständlich nach ihrem Heft, schlug es auf und begann zu lesen:

„Was mich an Weihnachten am meisten erfreut hat.

Bei uns zu Hause beginnt die Weihnachtszeit schon mit dem ersten Advent. Meine Mutter bindet aus Fichtenzweigen einen Kranz, auf den vier Lichte gesteckt werden. Mein Vater holt von unserm Hang eine schöne Fichte, die er in einen Eimer mit Sand auf dem Balkon, am Gitter vor dem großen Fenster, befestigt. Beleuchtet wird der Weihnachtsbaum durch elektrische Lichter, die wie echte Lichter aussehen.

Erst wenn es anfängt dunkel zu werden, wird der Baum beleuchtet. Dazu legt mein Vater ein Tonband mit feierlichen Liedern auf, die zu Weihnachten gehören, aber doch noch keine richtigen Weihnachtslieder sind.

Für meinen Bruder und mich ist dieses Erlebnis schon fast wie Weihnachten. Und es duftet auch schon nach Weihnachten, denn meine Mutter hat meistens heimlich schon ein paar Plätzchen gebacken, die sie auf den Tisch stellt. Mein Vater brennt über einer Schüssel einen kleinen Tannenzweig ab, und dieser Duft ist unbeschreiblich schön. Nur meine Mutter hat jedesmal große Angst, daß irgendwas passieren könnte. Aber wenn das vorbei ist, dann ist meine Mutter wieder ganz ruhig.

Auch an den nächsten drei Adventssonntagen sitzen wir nachmittags vor unserm Tisch mit den Plätzchen, schauen zum beleuchteten Weihnachtsbaum und hören dann schon die richtigen Weihnachtslieder.

An den Wochentagen in der Adventszeit helfen wir Kinder meiner Mutter beim Backen. Mein Bruder ist dabei aber ziemlich faul. Er wartet

nur immer darauf, irgendwelche Schüsseln auszulecken.

In der Adventszeit haben wir auch sonst sehr viel zu tun. In unserer Familie freuen wir uns am meisten über Geschenke, die selbstgemacht sind. Meine Mutter strickt und häkelt und näht alle möglichen Sachen. Dabei muß sie immer aufpassen, daß sie sich nicht verrät, wenn wir fragen, für wen das gerade sein soll. Mein Vater bastelt viel. Mein Bruder und ich kleben, basteln und malen für alle, die wir zu beschenken haben. Dabei hilft uns unser Großvater. Er ist nämlich sehr verschwiegen. Auf ihn können wir uns verlassen. Alles, was wir an Material brauchen, kaufen wir von unserm Taschengeld. Deshalb können wir sagen, daß wir alles ganz allein gemacht haben.

Schön ist auch, daß sich in unserer Familie jeder einen Platz suchen muß, an dem er die Geschenke bis zum Heiligabend verstecken kann. Und wenn jemand anders in die Nähe kommt, ist immer was los. Besonders mit meinem Bruder. Der versucht nämlich mit Absicht, etwas zu entdekken. Wir haben uns deshalb schon einmal richtig gekloppt. Aber auch das ist schön, denn ich bin stärker als er.

Am Heiligabend sind wir Kinder schon am Nachmittag ganz aufgeregt. Die Geschenke werden alle ins Zimmer gebracht, aber keiner darf sich umsehen. Nur unser Vater, der darf alles. Und wenn wir Kinder schon nicht mehr zu halten sind, läutet unser Vater mit einem Glöckchen, und alle dürfen reinkommen. Zuerst singen wir ein paar Weihnachtslieder. Mein Bruder ist zu faul, ein längeres Gedicht zu lernen. Er sagt immer noch dasselbe auf wie das, als er drei Jahre alt war. Jedes Jahr sagt mein Vater, daß ihm der Weihnachtsmann im nächsten Jahr nichts mehr bringen wird, wenn er nicht etwas anderes lernt. Aber ich glaube, mein Bruder glaubt auch nicht mehr an den Weihnachtsmann. Trotzdem ist das immer wieder schön.

Am meisten freue ich mich über das, was meine Mutter für mich gemacht hat. Sie hat alles auch so schön verpackt. Aber ebenso freue ich mich über die Geschenke von meinem Vater. Und das Geschenk von meinem Bruder hat mich so überrascht, daß ich mir vorgenommen habe, ihn im nächsten Jahr mit etwas besonders Schönem zu bescheren. Mein Opi hat mich mit seinem Geschenk deshalb überrascht, weil er vorher gesagt hat, das bekäme er bis Weihnachten ganz bestimmt nicht mehr fertig.

Wenn es ganz dunkel ist, und in diesem Jahr hat es am Heiligabend auch noch geschneit, gehen wir durch unsere Straße. Es ist so schön, in den Fenstern die erleuchteten Weihnachtsbäume zu sehen. Manchmal hören wir auch, wie die Menschen Weihnachtslieder singen. Dann habe ich ein

solch komisches Gefühl, daß ich am liebsten allen Menschen eine Freude machen möchte.

Wenn wir nach Hause kommen, gehen wir wieder an unsere Geschenke und sehen uns alles noch einmal an. Am meisten freue ich mich, wenn sich meine Eltern, mein Großvater und mein Bruder über meine Geschenke freuen. Dann möchte ich vor Freude am liebsten jubeln.

Mein Vater steht spät abends gern am großen Fenster. Von hier aus können wir über das ganze Tal hinweg die Eisenbahn sehen. Sie sieht wie eine Spielzeugeisenbahn aus. Mein Vater meint, wir sollten auch an die Menschen denken, die jetzt nicht zu Hause sein können. Dann möchte ich am liebsten zu all denen gehen, die allein Weihnachten feiern müssen, die keinen Menschen haben. Dieser Gedanke macht mich traurig. Meinem Vater habe ich das einmal erzählt. Er hat nichts darauf geantwortet, sondern mich in die Arme genommen und mir einen Kuß gegeben. Da war ich so glücklich, daß ich an meine Geschenke gar nicht mehr gedacht habe.

In der ganzen Weihnachtszeit und an den Feiertagen habe ich so viel Schönes erlebt, daß ich gar nicht weiß, was mich am meisten erfreut hat."

Camilla sah jetzt von ihrem Heft auf und zu Herrn Singer hin. Der nickte und fragte nach einer Pause:

„Nun, was meint ihr wohl, ist der Aufsatz gut?"

Wir übrigen Kinder gaben laute Zustimmung, und Herr Singer fragte weiter:

„Kann die Camilla dafür wohl eine EINS bekommen?"

Die ganze Klasse schrie „jaaaa!" und Herr Singer sagte:

„Also gut, inhaltlich eine EINS. Nun möchte ich noch einmal feststellen, wie es mit der Rechtschreibung aussieht."

Camilla stand immer noch auf ihrem Platz und hatte ihr Heft in der Hand. Als sie sich nicht setzen wollte, vielleicht auch nicht wußte, was sie tun sollte, sagte Herr Singer:

„Camilla, du kannst dein Heft ruhig zumachen. Und nun komm doch mal zu mir nach vorn!"

Camilla ging wie im Traum. Vorne stand sie wie eine arme Sünderin. Ich konnte mir das gar nicht erklären, denn sie sollte doch eine EINS bekommen.

Erst mehrere Jahre danach hat Camilla mir erzählt, wie alles gewesen ist.:

Herr Singer hatte Camilla lange in die Augen gesehen und dann gesagt:

„Wenn du einen so langen Aufsatz vorliest, darfst du in Zukunft nicht vergessen, von Zeit zu Zeit umzublättern, sonst könnte man meinen, du hast nichts in dem Heft stehen."

Das Aufsatzheft hatte Herr Singer nicht verlangt. Es wurde auch nie mehr gesehen.

*

Geld oder Liebe!

Mein Freund Gero Sachs war noch nicht lange in Hamburg. Und schon hatte er sich in eine „kühle Blonde" verknallt.

Sein Studienfreund hatte ihn gewarnt:

„Paß auf, Gero, die Gila Sauer sucht einen Mann zum Heiraten! Sie ist bereits fünfundzwanzig und wenn sie rausbekommt, wie betucht dein Alter Herr ist, dann bist du geliefert!"

„Zerbrich dir nicht meinen Kopf darüber!" hatte Gero geantwortet. „So unerfahren bin ich in diesen Dingen durchaus nicht. Auf dem Gebiet habe ich schon einiges erlebt. Laß mich man machen! Ich werde dich aber auf dem laufenden halten. Und sollte wirklich alles schiefgehen, wirst du zur Hochzeit eingeladen."

Am selben Abend trafen sich Gero und Gila. Das, was Gero erwartet hatte, geschah aber in keinster Weise. Er hatte nämlich vorgehabt, Gila in seine Zwei-Zimmer-Wohnung einzuladen.

„Weißt du, Gero, ich kann es mir einfach nicht leisten, zu jedem Freund auf die Bude zu gehen. Es gibt ja noch Männer, die nun nicht unbedingt der Erste im Leben einer Frau sein wollen, aber doch Wert darauf legen, daß ihre Frau nicht kurz vor der Ehe von einer Hand in die andere gereicht wird."

„O Verzeihung, ich habe ja gar nicht gewußt, daß du schon vergeben bist. Diese Tatsache wird sich natürlich schnell herumsprechen und alle ernsthaften Anwärter kopfscheu machen."

Mit dieser möglichen Entwicklung hatte nun Gila nicht gerechnet. Das würde ihren eigentlichen Plänen völlig entgegenlaufen. Dann könnte ihre Absicht, möglichst bald den passenden Mann zu finden, erheblich erschwert werden. Deshalb mußte sie alles schnell in die Reihe bringen:

„Also soweit ist es nun auch wieder nicht! Aber ich bin immerhin an dem Punkt, wo ich meine Wahl selber treffen kann."

„Eine Auswahl aus mehreren Bewerbern?" wollte Gero wissen. „Ich hoffe doch, noch gut im Rennen zu liegen! Vielleicht kannst du mir im Vertrauen einen Tip geben, wie ich die andern in die Flucht schlagen kann?"

„Das könnte dir so passen! Ich möchte lieber fragen: Was hast du zu bieten?"

„Na ja, ich bin 27, einsachtzig groß, alles Äußere siehst du selbst. Ansonsten habe ich einen soliden Charakter, bin gewöhnt hart zu arbei-

ten. Meine Anwaltspraxis wird nach ein paar Jahren gewiß soviel einbringen, daß du dann nicht mehr wirst mitarbeiten müssen. Ist das ein Angebot?"

„Soll das ein Heiratsantrag sein?"

„Man könnte das so sehen. Vorausgesetzt, du liebst mich. Denn so ganz ohne Liebe wäre unser junges Leben ja langweilig. Oder?"

„Da hast du recht! Allein Zuneigung wäre wohl ein bißchen zu wenig für den Beginn einer Ehe. Von Liebe mal ganz zu schweigen. Und wenn ich mir vorstelle, als junge Ehefrau bei meinem Chef in der Anwaltskanzlei zu tippen, ja, mein Gott, wo soll dann noch Zeit für die Liebe herkommen?"

„Ja, weißt du, Gila, es sollte nicht so sein, daß du meine Diktate schreibst. Ich stelle mir vor, daß du die erste Kraft im Büro darstellst und den anderen Damen Anweisungen gibst."

„Ein bißchen anders hört sich das schon an, aber wir würden vor lauter Arbeit wirklich kaum Gelegenheit für die Liebe haben. Abgesehen davon, daß sie erst einmal da sein müßte. Und ich frage dich: Siehst du hier irgendwo Liebe?"

„Ach Gila, gib doch nicht so an! Du willst nur nicht zugeben, daß du mich liebst."

„Da kannst du absolut beruhigt sein. Von Liebe keine Spur! Ich gebe zu, daß du mir nicht gleichgültig bist; aber Liebe? Gero, wirklich nicht! Das kannst du mir glauben!"

„Weißt du, Gila, ich habe mal über die Ansichten von früher bezüglich der Liebe gelesen. Damals wurden die jungen Leute von ihren Eltern einfach verheiratet. Sie meinten, die Liebe käme dann mit der Zeit von selbst. Ob da was Wahres dran ist? Übrigens Eltern: Mein Vater würde vielleicht etwas zuschießen, um uns den Start zu erleichtern."

Da die beiden jungen Leute während dieses ganzen Gesprächs bei herbstlich-unangenehmem Wetter durch die Straßen gelaufen waren, machte Gila den Vorschlag, ein Cafe aufzusuchen.

„Sag mal, Gero, du hast vorhin deinen Vater erwähnt. Ist er denn überhaupt in der Lage, dir unter die Arme zu greifen?"

„Nun, im kleineren Ausmaß dürfte er das schon können. Vielleicht stellt er aber die Bedingung, zuerst meine Zukünftige näher prüfen zu müssen, um nicht das Gefühl zu haben, das Geld zum Fenster hinauszuwerfen."

„Die Frau möchte ich kennenlernen, die sich eine solche Taxierung gefallen ließe!"

„Da magst du im Grundsatz recht haben. Aber stell dir vor, ein junger Mann hätte tatsächlich einen Vater, der Geld wie Heu hat! Was dann?"

„Geld wie Heu? Wo ist der Vater dazu? Und übrigens: Du vergißt die Voraussetzung der Liebe!"

„Gila, ich will dich zu nichts überreden. Wenn du nicht so viel für mich empfindest, kann ich es auch nicht ändern. Gut, ich gebe zu: Geld wie Heu haben wir nicht, aber mein Vater hat ein gutgehendes Farbrikations-Unternehmen in der Pharma-Industrie."

„In der Pharma-Industrie, sagst du? Werden da nicht horrende Gewinne gemacht?"

„Also ob die nun horrend sind, weiß ich nicht. Aber wir konnten immer ganz gut davon leben."

„Ja, aber warum willst du denn eine Anwaltskanzlei aufmachen?"

„Ach, sagte ich Anwaltskanzlei? Na ja, weißt du, wir haben zu Hause so oft im Scherz davon gesprochen. Im Grunde stand immer fest, daß ich, nach einer gewissen Zeit in einer befreundeten Kanzlei, als Jurist in der Fabrik meines Vaters mitarbeiten werde."

„Wie interessant! Und wie sähe dann das Leben deiner zukünftigen Frau aus?"

„Sie sollte eigentlich auch den Betrieb in praktischer Mitwirkung kennenlernen, um später gelegentlich sachkundig mitreden zu können. Und aus diesem Grunde suche ich nach einer Frau, die das mitbringt, was ich mir so vorstelle. Und dazu gehört natürlich eine gute Portion Liebe. Leider beiße ich bei dir in dieser Beziehung auf Granit. Schade!"

„Nun hör mal, Gero, läßt du dich immer so leicht aus der Fassung bringen? Aber von mir aus kannst du ruhig weiter suchen. Vielleicht kann ich dir dabei sogar behilflich sein. Eine Frau, die nur eine Zeitlang im Betrieb mitarbeiten müßte, um später nur noch Hausfrau spielen zu können, wird sich öfter finden lassen."

„Das glaube ich auch. Und wenn sie dann noch erfährt, daß sie eigentlich gar nicht im Haushalt mitzuarbeiten braucht, wird dies desto leichter möglich sein. Allerdings müßte sie als Frau des Chefs eines Zweigwerkes im Ausland auch repräsentieren können. Was nicht jeder Frau liegen dürfte."

„Was redest du da? Wo im Ausland? Und repräsentieren?"

„Um es kurz zu machen: Wir haben ein Werk in Argentinien. Ich werde schon im nächsten Jahr meine Arbeit dort aufnehmen. Mir bleibt für alles hier nicht mehr viel Zeit. Mir kommt es jetzt sehr darauf an, mich mit den

argentinischen Verhältnissen zu beschäftigen. Dazu steht mir für die nächste Zeit ein ausgezeichneter Fachmann zur Verfügung. Ich werde in der kommenden Woche kaum Zeit haben, mich mit dir zu treffen. Du verstehst das doch?"

„Aber sicher verstehe ich das! Wenn ich dir irgendwie helfen kann, so kannst du mit mir rechnen!"

„Vielleicht könntest du das tatsächlich. Ich hätte da eine ganze Reihe von Fragen, die am besten eine Frau beantworten kann. Aber hier in dem Cafe wäre das schlecht, weil ich bestimmte Unterlagen in meiner Wohnun habe."

„Aber Gero, das macht doch nichts! Laß uns doch zu dir gehen! Du glaubst gar nicht, wieviel Spaß es mir machen würde, dir zu helfen. Übrigens war ich in Geographie sehr gut, und das Ausland hat mich schon immer sehr interessiert."

„Gila, es wäre mir wirklich peinlich, deine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Wie käme ich mir da vor, dich so auszunutzen?"

Was soll ich Ihnen sagen: Die beiden landeten in Geros Wohnung. Und das gegen Mitternacht! Aber hören Sie nur, wie es weitergeht!

„Gero, du hast mir so richtig den Mund wässerig gemacht: Argentinien! Das Land meiner Träume! - Weißt du was? Ich habe es dir angesehen, daß du ein ganz toller Typ bist. Ich ahnte sogar, daß es zu einer Überraschung kommen wird. Ich wußte nur nicht, wie sie aussehen würde. Deshalb habe ich von Anfang an gedacht: Den läßt du mal so richtig zappeln. Das heißt, ich wollte auf keinen Fall durchblicken lassen, daß ich mich vom ersten Augenblick an in dich verknallt hatte. Was sagst du jetzt?"

„Ich bin überwältigt! Dann hast du mir nur immer vorgekohlt, daß du mich nicht lieben würdest? Ich kann es gar nicht glauben!"

„Mein lieber Gero, du kannst es mir glauben! Ich will es dir beweisen! Bitte, laß uns ins Bett gehen!"

Was soll ich Ihnen sagen? Sie gingen tatsächlich ohne größeren Anlauf ins Bett ...

„Gila-Liebling, schläfst du schon?"

„Nein, Gero-Liebling, ich träume von Argentinien."

„Und du liebst mich tatsächlich, Gila?"

„Ja, Gero, immer!"

„Ich bin glücklich, Gila! Ich weiß jetzt, daß du mich immer schon geliebt hast. Auch wenn ich das vorher nicht bemerkt habe. Jetzt bin ich mir deiner Liebe ganz sicher!"

„Ja, Gero, das kannst du auch!"

„Träumst du immer noch von Argentinien, Gila?"

„Ja, Gero! Oh, Argentinien!"

„Ich möchte dir jetzt ein Geständnis machen, Gila-Liebling."

„Ich verzeihe dir alles, Gero-Liebling!"

„Mein Vater hat keine Fabrik in Argentinien, Gila."

„Oh, Argentinien! - Was sagst du, ihr habt keine Fabrik in Argentinien? Ja, wo habt ihr sie denn?"

„In der Nähe von Stuttgart."

„Weit weg von Stuttgart?"

„Nein, so dreißig Kilometer etwa."

„Und wie groß ist das Unternehmen?"

„Also so ganz groß ist es nicht ... Aber du liebst mich doch deshalb nicht weniger, Gila-Liebling?"

„Ja, ja, ich lieb dich schon! Aber nun sag endlich, wieviel Leute dort arbeiten! Daß du mich mit Argentinien so belügst, finde ich nicht schön.

„Gila-Liebling, wenn ich ganz ehrlich sein soll, so muß ich dir gestehen, daß mein Vater gar keine Fabrik hat, sondern auf dem Lande eine kleine Schuhmacherei ..."

Was soll ich Ihnen sagen?: Die gute Gila war plötzlich putzmunter, sprang aus dem Bett und schrie ihren „Ex-Gero-Liebling" kurz und bündig an:

„Du Mistkerl!" Zog sich mit einem Tempo wie bei Feueralarm an und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Nach zwei Jahren schrieb Gero Sachs aus Buenos Aires eine Postkarte an Gila Sauer:

„Ätsch! Wir haben doch ein Werk in Argentinien!"

*

Der Traum vom großen Geld

Gestern abend, kurz vorm Schlafengehen, überprüfte ich mein Bargeld, ob es für den heutigen Einkauf reichen würde, oder ob ich zur Bank müßte, um zu „tanken". Ich fand neben anderem zwei Hunderter.

Im Bett überdachte ich noch einmal die mögliche Geldausgabe und sah immer wieder diese beiden Hundertmarkscheine. Vorder- und Rückseite hatten sich so sehr eingeprägt, daß ich sie hätte malen können. Auch die Warnung auf der Rückseite konnte ich bereits auswendig hersagen: „Wer Banknoten nachmacht oder verfälscht ..." und so weiter, und so weiter.

Mit diesen sich im Kreis bewegenden Gedanken um meine beiden „Blauen" muß ich wohl eingeschlafen sein.

Auf einmal hörte ich eine Stimme:

„He, schläfst du schon? Oder bist du noch ansprechbar?"

Ich wollte, nachdem ich mich zuerst zurechtfinden mußte, wo ich mich befinde und wer da spricht, gerade antworten, als ich eine zweite Stimme vernahm:

„Nein, ich schlafe noch nicht. Ich bin putzmunter. Was meinst du wohl, wo wir morgen abend sein werden?"

„Du kannst wohl Gedanken lesen? Genau das wollte ich dich auch fragen."

„Ja, das ist halt unser Schicksal: Heute hier, morgen dort. Und wer weiß, ob wir uns einmal wiedersehen werden."

„Schade, daß sich unsere Wege morgen wieder trennen müssen. Das war übrigens eine besonders lange und schöne Zeit, die wir zusammen verbrachten. Der hätte ja ruhig noch eine Woche länger krank sein können, aber nein, kaum ist er gesund, da muß er raus und uns wieder in Umlauf bringen."

„Wir beide haben uns ja besonders gut verstanden. Sag mal, wie lief das damals bei dir, als du dem ersten Menschen begegnet bist?"

„Ich lag mit einer Menge Kameraden in einer großen Bank. Es war nicht schön in diesem Massenquartier. Aber es dauerte nicht lange, da holte mich eine sehr chice junge Dame mit einigen meiner Freunde in so eine Art menschengroßen Glaskasten. Hier hatte ich gerade soviel Zeit, mir die Umgebung anzusehen, und schon berührte mich diese junge Dame mit ihren schlanken Fingern, um mich mit vier Freunden in die Hände einer bezaubernden Frau zu legen."

„Da hast du aber ganz besonderes Glück gehabt! So schön hatte ich es

nicht. Ich wurde von einem mürrischen, älteren Herrn nicht zart berührt wie du, sondern richtig gepackt und auf einen Tisch geknallt, daß mir fast die Luft weg blieb."

„Du Ärmster! Und was passierte später?"

„Ich wurde am selben Tag einem kräftigen Mann übergeben, bei dem ich bloß bis zum Abend blieb. Er hatte mich mit noch einem meiner Freunde in seine Hosentasche gesteckt, in der es gar nicht gut roch. Ich war froh, als ich dann in einer Kneipe auf dem Tresen landete und von dort in einem Blechkasten. Aber viel besser als in der Hose roch es dort auch nicht."

„Das tut mir ehrlich leid. Da sieht man mal wieder, wie ungerecht das Leben sein kann!"

„Weißt du, zwar ist mein Leben nicht sehr freundlich verlaufen, aber ich möchte nicht einmal sagen, daß es ungerecht sei. Ich meine halt, das ist eben Schicksal. Dich hätte es ja ebenso wie mich erwischen können."

„Das stimmt! Und wenn du es so siehst, kann ich dir sicher erzählen, wie es bei mir weiterging:

Ich hatte wieder großes Glück, von einer Dame an die andere weitergereicht zu werden. Diese verwahrte mich in einer Handtasche ... Also ich sage dir, ein Duft war das! Ich zehre heute noch von der Erinnerung daran. Sicher, ich habe das große Glück gehabt, fast ausschließlich ..., ja, ich möchte behaupten, geliebt zu werden. Aber dennoch, diesen ersten berauschenden Duft werde ich nie vergessen. Immer wieder versuche ich herauszuschnuppern, ob ich ihn nicht wieder finden kann. Er wird wohl meine ewige Sehnsucht bleiben."

„Wahrscheinlich wurdest du in einem günstigeren Sternzeichen gedruckt, daß du so mit Vorzügen gesegnest bist."

„Ja, und stell dir vor: Diese Dame mit dem „großen Duft" hat mich nach einer Woche etwa in ein Geschäft getragen, in dem es lauter hübsche Kleider gab. Zwar habe ich fast einen ganzen Tag immer wieder sehen können, wer da alles an mir vorbeiging, wenn die Lade, in der ich lag, aufgezogen wurde, aber das, was ich am liebsten getan hätte, das wurde mir nicht vergönnt. Dem trauere ich noch heute nach."

„Mach es nicht so spannend! Sag schon, was du dort verpaßt hast!"

„Bist du denn nie in einem Damenmoden-Salon gewesen?

„Nein, nie" Ich war hauptsächlich in Kneipen, Männerhosentaschen, zwischendurch mal in 'ner Bank. Aber schon ging der alte Rundlauf von neuem los. Es war manchmal zum Kotzen!"

„Sag, was ist Kotzen?"

„Was, das Wort hast du nie gehört?"

„Nein, ich kenne es wirklich nicht. Ist das nichts Schönes?"

„Na, das kannst du laut sagen! Weißt du, das ist so, als wenn es dir stinkt! Aber viel schlimmer!"

„Mir stinkt es nie! Damit weiß ich nichts anzufangen. Ich hörte das Wort niemals. Ist das auch nicht gut?"

„Ja, ja, du hast mit deinem Leben bestimmt das große Los gezogen. Weißt du, da gibt es noch ganz andere Ausdrücke."

„Willst du mir nicht noch ein paar sagen? Vielleicht ist es gut, wenn ich sie kenne."

„Du hast nichts verpaßt, wenn du sie nicht kennenlernst. Und ich möchte nicht die Verantwortung übernehmen, dich zu verderben!"

„Na gut, aber wolltest du mir nicht erzählen, was du in dem Mode-Salon - oder wie das heißt - gern erlebt hättest?"

„Ach ja, du mußt nämlich wissen, daß da die feinen Damen hinkommen, um sich neue Garderobe auszusuchen."

„Vergiß nicht, wie's weitergeht! Aber sag mir erst mal, was Garderobe ist!"

„Was, das weißt du nicht? Das sind Kleidungsstücke! Die Menschen müssen sich doch etwas anziehen, damit sie nicht frieren!"

„Ach, du meinst Klamotten zum Anziehen?! Ja, ja, nun weiß ich Bescheid!"

„Sag mal, du kommst wohl aus dem Ausland, daß du so eine ganz andere Ausdrucksweise hast? Na gut! Also diese Garderobe muß ja auch richtig sitzen, nicht wahr?! Deshalb probiert die Dame sie vor dem Kauf an. Und dazu geht sie in eine Kabine. Das ist so eine Nische mit Vorhang, hinter dem sie sich umzieht. Und da hatte ich einmal - aber nur für einen ganz kurzen Augenblick - die Gelegenheit, hinter diesen Vorhang zu sehen. Leider war die Zeit zu knapp, um alles zu sehen. Aber ich sage dir: Das waren Augenblicke!"

„Wie, du sagst „Augenblicke"! Konntest du denn öfter ..."

„Aber ja doch, den ganzen Tag über! Immer wenn die Kasse aufgezogen wurde, dann guckte ich blitzschnell in jene Ecke, wo andauernd neue Damen sich umzogen!"

„Das kann ich mir gut vorstellen, daß dir das Spaß gemacht hat. Gehört habe ich auch schon so manches aus dieser Richtung. Nur hatte ich selber

nie das Vergnügen. Wenn du aber bei so feinen Damen verkehrt hast, dann gab es vielleicht noch andere Erlebnisse?"

„Und ob! Ich erinnere mich noch ganz genau daran: Da war eine meiner Besitzerinnen bereits ins Bad gegangen. Sie kam noch einmal zurück in ihr Schlafzimmer. Ich hörte das, denn ich lag in ihrer Handtasche. Dann öffnete sie die Tasche, und ich sah meine Dame in voller Größe. Splitternackt! Und das von vorn! Ich sage dir, der Anblick war überwäligend! Lange sah sie mich an. Nahm mich sogar in die Hand! Stell' dir das einmal vor! - He, du sagst ja gar nichts dazu!"

„Ich bin sprachlos! Ich versuche, mir das Bild vorzustellen. Es gelingt mir nicht! Viel habe ich ja schon darüber gehört, aber was du mir erzählst, ist einsame Spitze!"

„Ja, ja, die Spitzen ... Du hättest sie sehen sollen! Dann hat sie mich auf ihre Spiegelkommode gelegt und ging wieder ins Bad. Und ich konnte sie auch von hinten sehen. Entzückend! Der Rücken! Die Taille, die beiden ... und dann die schlanken Beine!"

„Du, da muß ich dir auch etwas erzählen. Leider kann ich das nur vom Hörensagen berichten: Da hat also ein Freund von mir, auch ein BLAUER, ein ähnliches Leben wie ich geführt. Das heißt, er blieb immer im Umlauf männlicher Besitzer. Doch eines Tages kam er zu einem, der in eine Art Bar ging. Weißt du, so mit dämmeriger, rötlichgetönter Beleuchtung. Da steckte er also in einer Männerhose, so ganz locker, verstehst du. Dann grabschte der Mann in seine Tasche, zog meinen Freund heraus und steckte ihn in seine Jackettasche, wo so ein feines Tüchlein steckte, das sehr gut roch. Wenn du verstehst, was ich meine."

„Ja, ja, ich verstehe schon. Erzähl nur weiter!"

„Also von dieser Stelle aus konnte er alles mithören, was der Besitzer zu einer Dame sagte. Und dann tat er noch etwas. Er zog meinen Freund etwas weiter heraus, so daß er dann die Dame nicht nur hören, sondern auch sehen konnte. Mann, ich sag' dir, die muß ein paar Dinger gehabt haben!"

„Wie bitte? Die hat Dinger gehabt? Was ist das, Dinger?"

„Na, du weißt schon, die zwei da oben! Ich will mich jetzt ja auch so langsam an einen anderen Ton gewöhnen. Vielleicht lag es bisher daran, daß ich nicht aus dem Milieu rauskam. Du wirst also schon dahinterkommen, was er gemeint hat. Jedenfalls wurde mein Freund ganz langsam mit zwei Fingern von seinem Herrn ergriffen und genau zwischen diese beiden ... na, du weißt schon, hineingesteckt. Und da saß er nun den

ganzen Abend warm und weich und mollig und geborgen und war gespannt ..."

Und genau hier klingelte mein Wecker. Verdammter Wecker!

*

Ich kenn mein Veegel an de Feddre!

Da hatte ich mir doch eingebildet, etwas vom Umgang mit Menschen, und sogar etwas von Menschenführung zu verstehen. - Man sollte nie so sicher sein! Als ich meinen Irrtum eingesehen hatte, war ich zu folgender Konsequenz bereit: Man kann auch noch vom Dümmsten lernen! (Und sogar von mir!)

Mitte der fünfziger Jahre wurde eine Dienststelle aufgelöset, bei der ich angestellt war. Ich mußte mir also einen neuen Job suchen und war für alles aufgeschlossen. Schon lange, bevor es notwendig war, hatte ich mich umgesehen und auf alle möglichen Inserate geschrieben. Am meisten interessierten mich Tätigkeiten, bei denen ich es mit Menschen zu tun haben würde.

Eines Tages wurde ich auf eine meiner Bewerbungen von einem jungen Mann aufgesucht. Da das Wetter schön war, saßen wir im Garten, und ich hörte mir alles an, was da erzählt wurde.

Bis dahin hatte ich keine Ahnung gehabt, daß es überhaupt eine Art des Verkaufs gibt, die man als „Direktverkauf" bezeichnet. Und dann auch noch Staubsauger! Ich hatte deshalb erhebliche Zweifel, daß soetwas laufen sollte. Aber schließlich kam dieser junge Mann aus der Praxis, und er lebte sogar davon.

Aber dann bekam ich neue Bedenken. Wie sollte ich mit meinem Hochdeutsch im Badischen „ankommen"? Ich war davon überzeugt, daß man nur dann den richtigen Kontakt findet, wenn man den einheimischen Dialekt spricht. Dieser Meinung war mein Gesprächspartner durchaus nicht. Im Gegenteil, er glaubte, mit meiner „Schriftsprache" würde ich gerade in Baden die besten Erfolge haben.

So ließ ich mich zu einem Versuch überreden. Zu riskieren brauchte ich nichts, denn ich hatte zur Bedingung gemacht, in der ersten Woche soviel zu verdienen, daß ich nicht draufzulegen hätte. Dafür konnte mein Gruppen-Boß garantieren.

Am Montagmorgen wurde ich von Otto Kern abgeholt. Wir fuhren in den Kreis Offenburg. Ich mußte von der Pike auf lernen. Das heißt, ich zuckelte hinter Otto von Tür zu Tür und hörte schön zu, was er den Leuten zu erzählen hatte.

Ich habe nicht die Absicht, jetzt über all die Feinheiten zu berichten, auf die es ankommt, in diesem Beruf Erfolg zu haben. Einige der markanten Ereignisse will ich aber preisgeben.

Zuerst habe ich gedacht: Das lernst du nie! Denn in dieser Mundart zu

sprechen, wäre für mich unmöglich. Ich war nämlich erstaunt darüber, wie gut Otto Kern mit seinem Badischen ankam, wenn er vor der Tür stand, beide Daumen im Hosenbund verwahrt hatte und sagte:

„Habe Se scho das Universjalgerät der ‚Husgeischt'?"

Aber die Leute reagierten gar nicht abweisend, sondern antworteten ebenfalls in badischem Dialekt und freundlich. Diese Tatsache verblüffte mich.

Ich merkte jedoch bald, daß es weniger auf eine richtige Aussprache ankam, als eben auf den richtigen Kontakt. Egal, wie! Und diese Art hatte Erfolg!

Da zu jener Zeit für einen Kauf die Unterschrift des Ehemannes verlangt wurde, kam es selten im Laufe des Tages zu einem Verkaufsgespräch. Deshalb war es wichtig, einen Vorführungstermin für den „Hausgeist" am Abend zu vereinbaren.

Otto hatte mir eingeschärft, während meiner Einarbeitungszeit absolut den Mund zu halten. Das galt schon für das erste Anbahnungsgespräch an der Tür, aber ganz besonders für die abendliche Vorführung.

Diese Veranstaltung lief nach einem ganz bestimmten Ritual ab. Erstens mußte Ruhe herrschen. Die Zuschauer mußten sitzen. Dann wurden die einzelnen Anwendungsmöglichkeiten der verschiedenen Düsen praktisch demonstriert. Es wurde mit der schmalen Düse das Sofa abgesaugt, der Fußboden mit der etwas breiteren, mit dem Verlängerungsrohr fuhr Otto Kern unter die Möbel, die ganz breite Düse war für die Gardinen reserviert, mit der superschmalen ging er in sämtliche Ecken und Ritzen. Zum Schluß wurde der Motor abgebaut, auf einen Fuß gesetzt, damit er auf dem Tisch stehen konnte, und ein Föhn mit Trockenhaube befestigt. Die Haube setzte er sich nur kurz auf den Kopf. Und damit war der erste Teil der Aktion erledigt, denn jetzt kam der wichtigere, nämlich der Verkauf.

Alles lief nahtlos ineinander über. Kam es sofort zu einem Abschluß, erfolgte das Zusammenpacken und Verstauen des „Husgeischts" mit affenartiger Geschwindigkeit.

Nach dem Verlassen des Hauses und auf dem Wege zum nächsten Kunden spuckte Otto Kern mindestens dreimal aus. Als ich fragte, ob das auch zu meinen Schularbeiten gehöre, meinte er, ich könnte es auch lassen. Ihm wäre jedenfalls so.

Ich hatte aber noch lange nicht ausgelernt. Es war ja nicht so, daß in jedem Hause, in dem eine Vorführung stattfand, auch verkauft wurde. Ich war gespannt, was Otto in schwierigen Fällen machen würde.

Ich brauchte nicht lange zu warten.

Der ganze Film der Vorführung war abgelaufen, der Kaufvertrag bereits ausgefüllt; Name und Adresse standen schon auf dem Papier. Denn Otto hatte alles recht geschickt und fast spielerisch herausgelockt. Aber der Hausherr sagte:

„Mei Fru hätt allwiel ohn Husgeischt gputzt! Se bröcht kei Husgeischt! Bi us isch alles süwer!"

Das hätte der Mann nicht sagen sollen! Denn jetzt kam Ottos Vorführung nach dem zweiten Grad. Das heißt, er montierte den Staubsack ab, setzte eine mittlere Düse aufs Rohr und begab sich zum Sofa. Er schaltete das Gerät ein und ließ einige (noch) kleine Staubwolken aus dem anderen Ende in die Luft jagen.

Dieser zweite Grad war nur gedacht, eindrucksvoll zu beweisen, wieviel Staub trotz aller Tatkraft einer putzenden Hausfrau doch noch in den Polstern geblieben war. So manch einen zweifelnden bis strafenden Blick eines Mannes in Richtung Ehefrau habe ich da beobachten können. Genügte dieser Beweisgang, so war alles gut, und das bekannte Zeremoniell lief bis zur Unterschrift weiter ab. Einschließlich des Spuckens vor der Haustür.

Sollte aber auch diese Anstrengung vergeblich gewesen sein, und der Haushaltungsvorstand wollte einfach nicht unterschreiben, dann folgte die Vorführung nach dem dritten Grad. Bei dem allerdings kaum noch damit gerechnet wurde, einen Auftrag zu bekommen.

Schon bald erkannte Otto Kern, ob nach dem zweiten Grad alles wunschgemäß laufen würde. War aber eine besondere Hartnäckigkeit des Kunden spürbar, war Otto nicht mehr zu halten: Der Staubsack lag daneben. Jetzt wurde die zugkräftigste Stufe eingestellt und der ganze Staub und Dreck der letzten zwanzig Jahre wurde durch die „gute Stube" geblasen und gleichmäßig verteilt. Und auf dem Lande, wo sowieso viel Staub und Dreck in die Wohnung getragen wird, konnte man erleben, daß der Hausgeist dann qualmte wie eine Lok, die mit Briketts befeuert wird. Natürlich waren auch die Hausleute darüber erschrocken. Aber Otto war in seinem Element. Er war nicht mehr zu bremsen. Und er konnte auch angeblich nichts verstehen, wenn man ihn zu stoppen versuchte. Es qualmte und qualmte, (ich hatte den Raum längst verlassen) und er hörte erst auf, wenn jemand auf die Idee kam, den Stecker herauszuziehen.

Der Rest ging dann in Rauch und Geschimpfe unter. Nur Otto Kern spielte die Ruhe in Person und konnte seiner Verwunderung nicht genug darüber Ausdruck geben, bei all dem Dreck nicht den bewährten „Hus-

geischt" einsetzen zu wollen. Gespuckt hat er draußen um so mehr!

Wir arbeiteten in einem bekannten Weindorf nahe Offenburg. Hier gab es eine Schule alter Art. Der Lehrer wohnte im Schulhaus unter dem Dach. Die Familie hatte noch keinen Hausgeist. Eine Vorführung war für abends angesetzt. Pünktlich fanden wir uns ein. Es war bald zu merken, daß der Lehrer der Chef im Hause war. Wenn Otto auch sonst keine Leuchte war, so konnte er doch seine Mitmenschen mit Sicherheit einordnen, soweit diese Urteile für seine geschäftlichen Zwecke wichtig waren. Und ich konnte später registrieren, daß er sich selten irrte. - Aber zu diesem Zeitpunkt war ich noch nicht zu dieser Erkenntnis gekommen.

Schon vor der Tür hatte er mir zugeraunt:

„D'Lehrer habb i bsundersch gern! de wisset alles am beschte. Un grad dessetwege schmier i se besundersch gern a!"

Da ich Otto nun schon ein paar Tage an der Verkaufsfront erlebt hatte, war ich bereits auf einiges gefaßt. Aber das Spiel mit dem Lehrer ließ mich frösteln und schwitzen. Darum hielt ich mich möglichst in der Nähe der Tür auf, um schnell hinauszukönnen, sobald der Lehrer Otto durchschauen sollte.

Otto hatte also den ganzen Hausgeist mit allen Anwendungsmöglichkeiten zur Entfaltung gebracht und dabei erwähnt, daß all die Zusatzgeräte wie kurze, lange, dicke, schmale, breite und spitze Düsen nötig wären, das Verlängerungsrohr dazu, der Fuß für den Föhn und die Trockenhaube und das Sprühgerät für das Wachs, und was es sonst noch so alles gab. Und alles zusammen sollte mit monatlichen Raten von sage und schreibe nur sechszehn Mark bezahlt werden!

Und dann begann der Lehrer: Er legte alle Zusatzteile zur Seite. Er wollte lediglich das haben, was zur Standardausrüstung gehört.

Im stillen hatte ich mitgerechnet und kam auf eine Differenz von über hundert Mark.

Die unterschiedlichen Verhandlungspositionen des Lehrers und Otto Kerns waren so offensichtlich, daß ich jeden Augenblick auf den großen Knall gefaßt war, der alles zum Scheitern bringen würde. Es ging teilweise sogar recht hart zu, und der Lehrer schien mir bereits verärgert.

Aber dann kam Otto quasi mit dem Ei des Kolumbus, denn er erklärte lachend, daß er erst jetzt bemerkt habe, worauf der Lehrer verzichten wolle. Selbstverständlich sollte alles wie von ihm gewünscht, notiert werden. Natürlich würden sich damit auch die monatlichen Raten erniedrigen.

So kam es zu einem Abschluß, der beide Seiten zufriedenstellte. Ich fühlte

mich erleichtert, wenn auch ein bißchen durcheinander. Und Otto spuckte in bekannter Manier. Nur öfter und kräftiger.

Als wir in unserm Quartier waren, wollte ich wissen, wie die Wünsche des Lehrers auf dem Auftragsformular aussahen. Zu meinem Erstaunen erklärte Otto, daß der Lehrer selbstverständlich alle Teile bekommt. Und damit er das nicht gleich merkt, wurden die Höhe der Raten herab-, die Laufzeit der Zahlungen aber um einige Monate heraufgesetzt.

Ich hatte kein gutes Gefühl bei solchen Manipulationen und meinte, die Sache würde früher oder später großen Ärger bereiten. Otto war dagegen die Ruhe selbst. Er sagte nur:

„Ich kenn mei Veegel an de Feddre! So dumm wie e Leher kann kei normaler Mensch si!"

Nach etwa einem Dreivierteljahr arbeiteten wir wieder in diesem Ort. Seit langem allerdings getrennt. Da Otto Kern und ich uns gut verstanden, verbrachten wir die Abende oft zusammen und wohnten im selben Gasthaus.

Wir hatten einen langen Tag Arbeit hinter uns und kamen gleichzeitig mit einem Bärenhunger in unser Domizil. Kaum hatten wir die Tür zum Gastzimmer aufgemacht, da erkannte ich am Stammtisch den Lehrer aus dem Dorf, unsern Kunden von damals. Ich bekam einen ordentlichen Schreck, und ich hatte nicht die geringste Neigung, mich von diesem Mann in aller Öffentlichkeit in der Wirtschaft fertigmachen zu lassen. Im selben Augenblick erkannte uns auch der Lehrer. Er sprang sofort von seinem Stuhl auf, winkte mit der Hand und rief:

„Do sinn er jo! Kummet emol her! Euch hab i e Wörtle zu verzähle!"

Der Lehrer schien schon etwas getrunken zu haben.

Ich ließ Otto Kern den Vortritt, machte in der Tür kehrt und verschwand auf mein Zimmer. Mit meinem Bärenhunger! Der Appetit war mir allerdings vergangen.

Während ich mit knurrendem Magen auf Otto vergeblich wartete und später vor Hunger einschlief, mußte Otto Kern sein sich selber eingebrocktes Problem allein ausbaden. Davon war ich fest überzeugt.

Am nächsten Morgen kam ich aus dem Staunen nicht heraus, als ich von Otto erfuhr, daß der Lehrer mit dem Hausgeist sehr zufrieden sei. Und auf meine Frage, warum der Lehrer ihm denn nicht den Kopf abgerissen habe, mußte ich folgendes hören:

„Das isch doch klar, d'Leher hat dr vullständig Husgeischt bkumme un alles, was er gar nitt hat habe wolle. I hab ihm vezählt, er hätt alles

umesunscht bkumme, weil er so e gueter Mensch si. Un weil i d'Leher bsundersch liede mag!"

„Und das hat er wirklich geschluckt?" wollte ich wissen.

Otto lachte diebisch: „Dadrüber ha sich de Herr Lehrer so gfreut, daß der misch zum Abendesse eiglade un überhaupt de ganz Zech zahlt hat."

*

Swjerjok

Wenn heutzutage in Deutschland ein Film aus der Zeit des Ersten oder Zweiten Weltkrieges gezeigt wird, so weiß man bereits im voraus, wie er ausgeht. Ich will sagen: Wer die Rolle des Guten und wer die Rolle des Bösen zu spielen hat. Da solche Filme meistens aus dem Ausland kommen, ist es unübersehbar, welche „Zuneigung" uns die Besatzer noch heute entgegenbringen.

Gott sei Dank, merkt man auch hier so langsam, daß es so nicht alles gewesen sein kann. Diese Art Film-Gestaltung wird deshalb als Mittel zum Zweck erkannt. Das deutsche Volk soll für ewig moralisch und finanziell erpreßbar bleiben.

Wir sind durchaus in der Lage zu beweisen, daß die menschlichen Züge des deutschen Soldaten täglich im Sinne der damals herrschenden Volksgemeinschaft praktisch gelebt wurden.

Im Herbst des Jahres 1942 lag auf einem kleinen Feldflugplatz in größerer Entfernung von Kiew (Ukraine) eine noch kleinere Einheit der deutschen Luftwaffe. Die Männer hatten dafür zu sorgen, daß das Rollfeld für alle Fälle intakt blieb. Es herrschte also alles andere als ein reger Flugbetrieb. Da es mit der Motorisierung dieser vom Winde verwehten Soldaten nicht weit her war, mußten sie sich auf Pferde als Transportmittel einrichten. Durchweg handelte es sich dabei um Beutepferde der sowjetischen Armee.

Keiner der deutschen Soldaten konnte russisch. Sicher lernten sie ein paar Umgangsworte aus der Arme-Beine-Sprache mit den Ukrainern. Aber das reichte nicht aus, um ihren sowjetischen Pferden russische Namen zu geben. Was lag also näher, als ihnen deutsche zu geben. Und der Einfachheit halber blieb man bei deutschen Vornamen, wie Franz und Karl, Otto und Lise und so weiter.

Dieser Flugplatz, der eigentlich keiner war, lag glücklicherweise an einer Straße, die nach Kiew führte, so daß man nicht ganz von der Welt abgeschieden war. Und es zogen dann gelegentlich deutsche Einheiten vorbei oder auch russische Zivilisten mit ihren Panjepferdchen, denn es war ihnen keineswegs alles abgenommen worden.

Eines Tages rasteten hier auf dem Fußmarsch sowjetische Kriegsgefangene. Der Flugplatz bot die beste Möglichkeit, eine Marschpause einzulegen. Soldaten, wie Gefangene lagen am Rande des Rollfeldes, und die deutschen Fliegersoldaten benutzten ausgiebig die Gelegenheit, Neuigkeiten auszutauschen und vor allem Abwechslung in ihr eintöniges Leben zu bringen.

Der Kommandant dieses Flugplatzes war ein Oberfeldwebel. Auch er lagerte bei den „Durchreisenden" und unterhielt sich mit dem Chef des Gefangenenzuges, einem Oberleutnant, dem der linke Unterarm fehlte.

Da die Gefangenen nicht unbedingt nur flach zu liegen hatten, standen einige herum oder unterhielten sich in Gruppen. Doch dann fiel ganz besonders ein sowjetischer Soldat auf, der zu seinem deutschen Offizier kam, und mit der Hand in Richtung auf die grasenden Pferde zeigte, die zum Inventar des Flugplatzes gehörten. Der Sowjetsoldat versuchte, sich verständlich zu machen, aber leider begriff der Offizier kein Wort. Er erfuhr dabei nur soviel, daß da mit den Pferden etwas nicht stimmen sollte. Aber was?

So verhandelten die beiden ein paar Augenblicke hoffnungslos und alle Klarheiten beseitigend, bis der Oberleutnant mit den Schultern zuckte und etwas barsch sagte: „Mensch, nun sag doch endlich, was du meinst!"

Vielleicht hat der Gefangene die Gesten richtig gedeutet, denn er drehte sich in Richtung zu den weidenden Pferden, pfiff auf zwei Fingern, machte aus beiden Händen einen Trichter und schrie so laut er konnte: „Swjerjok !"

Alle waren aufmerksam geworden. Jeder schaute zu dem Gefangenen. Keiner wußte, was das zu bedeuten hätte. - Nur zwei vielleicht. Denn der Rufer starrte immer noch wie gebannt zu den Pferden, und eines der Pferde, eine Art schmuziggrauer Schimmel, hatte Blickrichtung zu den Gefangenen genommen.

Der Iwan, alle Gefangenen hießen so, pfiff wieder auf zwei Fingern, machte wieder mit beiden Händen einen Trichter und schrie wieder: „Swjerjok!!" Der Schimmel hatte seine Ohren voll auf Empfang gestellt. Er schien sich leicht zu schütteln und kam mit ausgreifenden Galoppsprüngen näher.

Nun war der „Iwan" nicht mehr zu halten. Er schrie immer wieder: „Swjerjok! Swjerjok!" Und er lief dem Schimmel mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Ein Gefangener lief also davon, und kein deutscher Offizier oder Wachsoldat schoß oder tat etwas, um diesen „Iwan" zu stoppen. Es lag auch niemand mehr auf der Wiese. Alle waren aufgesprungen und verfolgten mit klopfenden Herzen, was da geschah.

Eine ergreifende Szene spielte sich ab. Nur dieses eine Pferd, dieser „Swjerjok", war dem Soldaten entgegengelaufen. Alle anderen hatten ihren Futterplatz nicht verlassen! Nur der Gefangene und „Swjerjok" waren aufeinander zugelaufen. Der Soldat fiel dem „Swjerjok" um den

Hals. Und der Schimmel wich nicht von seiner Seite. Er wieherte, rieb seinen Kopf an dem „Iwan" und stieg zwischendurch mit seinen Vorderläufen in die Höhe. Nicht, um seinen Freund loszuwerden! Vor Freude! Jeder erkannte die unbändige Erregung.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sich das Bild änderte. Der Gefangene schien mit „Swjerjok" zu sprechen. Immer wieder klopfte er ihm den Hals, strich über die Ohren und das Maul. Bis er wohl aufwachte und merkte, daß er sich als Kriegsgefangener auf der Erde befand und nicht etwa mit seinem „Swjerjok" im Pferdehimmel.

Deshalb drehte er sich dann wohl auch um und machte den ersten Schritt auf seine Kameraden zu, zaghaft, vorsichtig und nicht wissend, was nun geschehen soll. Zwar hatte sich seine Hand in der Mähne des „Swjerjok" festgekrallt, aber es sah so aus, als ginge der Schimmel freiwillig mit. So näherten sich die beiden langsam und von allen bestaunt dem deutschen Offizier. Der Soldat wollte etwas sagen. Vielleicht wollte er dem Offizier seinen Freund vorstellen? Aber er bekam kein Wort heraus. Er stand einfach da vor seinem Offizier und schluchzte, daß es jedem fast das Herz brach.

Der Oberleutnant ließ nach einem Dolmetscher rufen. Ein Gefangener kam, der leidlich erklären konnte, was dies alles zu bedeuten habe.

Der „Iwan", er war zwanzig Jahre alt, habe den „Swjerjok" schon als Fohlen gepflegt. Sie seien all die Jahre beisammen und immer gute Freunde gewesen. Und bei der Geburt des Pferdes habe er diesem auch den Namen „Swjerjok" gegeben, was so viel wie „Tierchen" hieße. Und nun sei er so glücklich, sein „Tierchen" wiederzuhaben. Aber er sei auch ganz traurig, wenn er sich nun wieder von „Swjerjok" trennen müsse. Und er glaube, daß dann nicht nur er sterben werde, sondern vor Kummer auch sein „Tierchen".

Dann haben sich der Oberleutnant und der Oberfeldwebel unterhalten. Es hat eine Weile gedauert. Das Ziel der zu ergreifenden Maßnahmen war klar. Der „Iwan" und sein „Swjerjok" durften nicht mehr getrennt werden. Es war „nur" noch zu überlegen, was und wie dies zu geschehen habe.

Der Oberleutnant beschloß, die Verantwortung für das Fehlen eines Gefangenen zu tragen, und der Oberfeldwebel übernahm die Verantwortung für den Zugang des neuen Pferdepflegers.

„Iwan" wurde gefragt, was er von dieser Lösung hielte. Er konnte es nicht fassen. Zuerst sprang er seinem „Tierchen" an den Hals, das geduldig wartete, und dann wollte er dem deutschen Offizier die Hand küssen,

wozu es aber nicht kam. Der Oberleutnant ging auf die beiden Freunde zu, gab dem Gefangenen einen Klapps auf die Schulter, streichelte dem „Swjerjok" den Hals und sagte unhörbar für die anderen:

„Du ahnst nicht, wie schlimm es in der Welt zugehen kann: Pferd müßte man sein!"

*

Nur nicht verzagen!

Im Jahre 2038 kommt eine ältere Dame zum Roten Rathaus in Berlin. Sie möchte einen neuen Paß beantragen, damit sie ihre Schwester in Österreich besuchen kann. Sie will sich beim Pförtner nach der Paß-Stelle erkundigen.

„Du wünschen?" fragt ein dunkelhaariger Mann

Die Frau dreht sich um, ob wohl hinter ihr jemand steht, der gefragt wird. Deshalb verzögert sich die Reaktion.

„Du sprechen türkisch?" wird sie wieder gefragt.

„Warum soll ich türkisch sprechen?" fragt sie.

„Ich fragen, was du wollen!"

Die Frau wird unsicher. Sie glaubt, nicht im Rathaus zu sein: „Ist denn hier nicht das Rathaus?"

„Hier nicht Rathaus?", wird sie vom Pförtner gefragt.

„Früher war doch das Rathaus hier! Wo ist es denn jetzt? Und was suchen Sie hier?" will die Frau wissen.

„Wen suchen?"

„Mann, ich suchen Paß-Stelle! Jetzt du verstehen?"

„Ich verstehen! Du suchen Mann!"

„Nein, ich nicht suchen Mann! Ich haben Mann! Ich will meine Schwester in Österreich besuchen! Ich brauchen Paß!"

„Du suchen Schwester in Österreich?"

„Nein, ich nicht suchen Schwester. Ich will zu Schwester in Österreich! Du verstehen?"

„Ich verstehen!"

„Na, was nun? - Ich zu Schwester in Österreich! Brauchen Paß!"

„Wo Schwester?"

„In Österreich!"

„Ja, gut, du fahren zu Schwester!"

„Mann, meinen Paß ich brauchen!"

„Wo ist Mann?"

„Mein Mann?"

„Ja, dein Mann!"

„Mein Mann zu Hause!"

„Mann muß kommen!"

„Warum muß mein Mann kommen?"

„Ich nichts wissen!"

Die Frau dreht sich um, will schon weggehen, kommt aber wieder zurück. Sie redet mit Händen und Füßen:

„Ich" - sie zeigt auf sich - „brauchen Paß!"

Der Pförtner zeigt auf sie: „Gut! Du brauchen Paß!"

„Wo ich beantragen Paß?"

„Weiß nicht!"

„Mann, Mann!" stöhnt die Frau.

„Du zwei Mann?"

„Ich brauchen Paß!"

„Du Paß?"

„Ja!"

„Gut!" nichts passiert. Beide sehen sich an. Die Frau wird ungeduldig:

„Wo Paß-Büro?"fragt sie ungehalten.

„Paß Büro!"

„Ja! Wo? verdammt noch mal!"

Der Pförtner zeigt links den Gang runter: „Dort!"

Die Frau begibt sich zaghaft zum Gang nach links. Dann ruft der Pförtner:

„Du Frau, kommen her!"

Die Frau kommt langsam zurück:" Was ist jetzt schon wieder los?"

„Du türkisch?"

„Nein, ich nicht türkisch! Jetzt reicht's mir!"

„Du deutsch?"

„Ja, ich deutsch! Herr Gott noch mal!"

„Du Paß-Büro für Ausländer gehen!"

Nach drei Tagen beerdigte man die Frau auf dem Ausländer-Friedhof.

*

Der Zweck heiligt die (Geld-)Mittel

Es war einmal ein kleines Mädchen, das solange ein Mädchen blieb, bis es eine Frau wurde, ohne gleich verheiratet zu sein. Und da es eine solche Verwandlung gar nicht als unangenehm empfand, wollte es prüfen, ob diese Umstellung auch im Wiederholungsfalle ein Glücksempfinden bereiten könnte. Und siehe da, das Mädchen wurde nicht enttäuscht. Überrascht stellte es fest, daß alle weiteren Versuche mit gleichbleibendem Wohlbehagen verliefen.

Wie schön für jeden Menschen, wenn er Erfahrungen, wie das Leben sie anbietet, auch für die Zukunft zu beherzigen weiß. Johanna, so hieß die damals junge Dame, tat es. Sie hatte nämlich bald herausgefunden, wie lebensfroh es stimmen kann, wenn man in der Lage ist, sein Hobby zum Beruf zu machen.

Und Berlin bot alle Vorzüge hierfür. Johanna zog in einen anderen Stadtteil und eröffnete ihr ‚Geschäft'.

Schon nach ein paar Jahren hatte sie viel dazugelernt. Sie wußte über die gehobenen Ansprüche Bescheid und natürlich über die ebenso gehobenen Preise. Verbesserungen in allen Lebenslagen wurden von ihr weiterverarbeitet und besonders in erhöhtes Bares umgesetzt.

Da sie äußerst lernfähig blieb und ihren Kopf keineswegs nur für den Friseur hatte, kletterte sie weiter die Erfolgsleiter hinauf.

Sie werden es vermutlich bereits erraten haben, wohin dies führen kann, auch wenn Sie nichts mit dieser Branche zu tun haben. Johanna machte - um es deutlich zu sagen und damit jeder gut im Bilde ist - ein Bordell auf. Wenn es vorher ein ‚Ein-Mann-Betrieb' war, wurde es jetzt ein ordentliches Unternehmen mit Angestellten. Nur ordinäre Betrachter würden sagen, sie sei eine Puff-Mutter geworden. Sie nannte es: ‚Ein Etablissement des himmlischen Vergnügens auf Erden'.

Das Unternehmen florierte bestens. Sie hatte zwar einen Mann zu ihrem Schutz und dem ihrer Mitarbeiterinnen engagiert, aber keinen zum Heiraten. Sie blieb also ledig, wie man so sagt. Nach altem Sprachgebrauch wäre sie im Laufe der Jahre ein älteres Fräulein geworden. Aber von solchen Ansichten wollte Frau Johanna nichts wissen. Sie wurde von allen mit ‚gnädige Frau' angesprochen. Und wenn man sie außerhalb ihres Etablissements traf, so hätte sie jeder Fremde für eine solche auch halten können.

Ihre ‚Damen' verkauften fleißig die Ware des himmlischen Vergnügens auf Erden über die Bettkante. Frau Johanna scheffelte fleißig mit und ließ

sich von ihrem Steuerberater sagen, wie sie ihre Glückspfennige anzulegen habe. Sie kaufte Grundstücke.

Darunter waren Miethäuser, aber auch kleinere Villen für Ansprüche Gutsituierter. Da alle geschäftlichen Dinge über den erwähnten Steuerberater liefen, hatten die Mieter keine Ahnung, wem das Haus gehörte, in dem sie wohnten.

Inzwischen war Frau Johanna erheblich in die Jahre gekommen. Mit einem Wort: Sie war alt. Vielleicht hat sie über das Leben und danach gegrübelt. Jedenfalls, als sie eines Tages gestorben war, erhielten die Mieter ein Rundschreiben des neuen Eigentümers. Es war eine evangelische Kirchengemeinde in Berlin.

Da zu dieser Zeit ein allgemeiner wirtschaftlicher Niedergang herrschte, waren einige Mieter mit ihrer Miete im Rückstand. Sie taten sich zusammen, um allen Unklarheiten auf den Grund zu kommen. Dabei erfuhren sie, daß die Vermieterin eine Puff-Mutter mit einem gutgehenden Unternehmen gewesen sei. Das war für sie die erste Überraschung. Die zweite bestand darin, daß die Erbin dieses großen Vermögens, nämlich die evangelische Kirchengemeinde, keineswegs die Großzügigkeit erkennen ließ, wie sie es bisher gewohnt waren. Wurde früher die Mietschuld auch über längere Zeit gestundet, kam dies jetzt überhaupt nicht in Frage.

Alle schriftlichen Bitten um Aufschub oder Ratenzahlung wurden abschlägig beschieden. So sollte ein nächster Versuch unternommen werden. Es kam zu einem persönlichen Gespräch zwischen dem Sprecher der Mieter und dem Vertreter der Kirchengemeinde, einem Pfarrer. Alles Bitten half nichts. Der Pfarrer erklärte, nur im amtlichen Auftrag handeln zu können. Besondere Rücksichtnahmen wären nicht möglich.

Noch zwei interessante Feststellungen konnte der Vertrauensmann der Mieter machen: Die Verstorbene hatte eine Schwester, die Rechtsanspruch auf den Nachlaß erhob. Die Klage wurde aber zu Gunsten der erbenden Kirchengemeinde abgewiesen.

Doch die Krönung dieser tatsächlichen Begebenheit hing in der Amtsstube des ehrwürdigen Herrn Pfarrers direkt hinter seinem Schreibtischsessel in Großformat:

Die Puff-Mutter als heilige Johanna in Öl.

Anmerkung für alle Kirchgänger und Kirchensteuer-Christen: Diese Geschichte beruht auf einer wahren Begebenheit.

*

Auf, nach Spanien!

Sicher werden viele Spanien-Reisende festgestellt haben, daß hier manches anders ist als in Deutschland. Die meisten merken es am Wetter.

Meinen Freund Alfred Lorenz zog es ebenfalls aus diesem Grunde nach dem Süden. Er hatte schon einmal zwei Jahre dort verbracht, und zwar an einem Stück. Er spielte seit einiger Zeit mit dem Gedanken, ganz umzusiedeln. Aber die alte Heimat hatte ihren Reiz noch nicht ganz verloren. Er kam zurück und erlebte drei Sommer, die keine waren. Und die Winter: Schmudelwetter, grau in grau. Damit stand für ihn fest: Jetzt ist Schluß mit dem Warten auf die Sonne! Jetzt suchen wir sie uns selbst! Und auf ging's: Nach Spanien!

Das Ehepaar Lorenz wußte schon, wo es hinwollte. Auch hatten beide eine genaue Vorstellung, wie sie sich durchs Leben schlagen würden. Sie hatten ja eigentlich alles schon von langer Hand vorbereitet: Sie wollten abseits einer etwa fünfzehntausend Einwohnerstadt einen kleinen Supermarkt einrichten, nicht weit von einem Campingplatz entfernt.

Zwei Jahre brauchten sie, bis alles so richtig eingefahren war. Dann lief der Laden ausgezeichnet. Nach fünf Jahren meinte Frau Lorenz, ihr Mann müsse sich eigentlich einmal beim Finanzamt melden, damit es später nicht ein böses Erwachen gäbe. Aber Alfred hatte immer abgewinkt, er fühle sich noch nicht stark genug, den Kampf mit dieser Behörde aufzunehmen.

Nach acht Jahren kam die böse Überraschung. Alfred Lorenz erhielt einen zwar freundlichgehaltenen Brief, aber die unmißverständliche Mitteilung, am Mittwoch, den 25. Mai um 18 Uhr im Rathaus zu erscheinen, um zur Einkommensteuer veranlagt zu werden.

„So," sagte seine Frau Helga, „da haben wir den Salat! Jetzt wirst du veranlagt, weil du dich die ganzen Jahre nicht gemeldet hast. Und du wirst wahrscheinlich noch eine saftige Strafe aufgebrummt bekommen. Ich hab ja immer gesagt, geh lieber hin, bevor sie dich auffordern! Aber nein, auf mich wolltest du ja nicht hören!"

Alfred legte die Ohren an. Wie recht seine Frau doch hatte! Aber dieses blöde Gerede konnte er jetzt schon gar nicht vertragen. Ein Wort gab das andere und der „schönste" Ehekrach war da.

Geholfen hat dies keinem. Aber jeder hatte seinen Grund, dem Ärger freien Lauf zu lassen. Alfred nahm sich sogar vor, in Zukunft regelmäßig an das Finanzamt zu denken.

Die Tage bis zum 25. Mai zogen sich zäh hin. Morgens schmeckte das

Frühstück nicht mehr. Ab mittags wurde Alfred immer ungehaltener. Er hatte seine Akten zusammengesucht und in einem Lederkoffer verstaut. Und endlich war's soweit. Eine halbe Stunde vor der Zeit setzte sich Alfred in seinen Wagen und fuhr mit allen guten Wünschen seiner Frau Helga und klopfenden Herzens in Richtung Rathaus.

Alfred hatte in all den Jahren ausgezeichnet Spanisch gelernt, so daß er sich gut verständlich machen konnte. Beim Portier fragte er nach dem Raum, in dem er sich melden sollte. Und er war sehr verwundert, als er in den großen Sitzungssaal verwiesen wurde. Als er die Tür öffnete, wollte er sie auch schon wieder schließen, denn es schien dort eine gutbesuchte Versammlung stattzufinden. Aber hinter ihm drängte bereits jemand nach, so daß er sich plötzlich in diesem großen Saal befand, wo er ganz bestimmt nicht hingehörte. Sicherheitshalber blieb er an der Tür stehen.

„Was wollen wohl all die Leute hier?" dachte er. „Und dieses laute Gemurmele. Das hört sich ja an, wie in einer Juden-Schule!" Er wollte gerade kehrtmachen, um zu verschwinden, da kam von links der eingesessene Wirt vom Campingplatz, den er gut kannte.

„Buenas dias, Alfredo!" sagte Luis. „Dich habe ich ja noch nie hier gesehen! Oder willst du hier nur zur Orientierung einen Blick reinwerfen? Du hast dich ja so fein gemacht! Hast du etwas Besonderes vor?"

„Ja, ja," meinte Alfred, leicht verwirrt, „ich habe schon etwas Besonderes vor. Ich habe eine Aufforderung vom Finanzamt bekommen, heute meine Steuerschuld schätzen zu lassen. Kannst du mir vielleicht sagen, wo das hier im Rathaus sein soll?"

„Na hier!" lachte Luis. „All die Leute in diesem Raum warten darauf, die Höhe ihrer Steuern zu erfahren."

„Was, diese Leute? Die sehen ja alle aus wie die Zigeuner! Und alle zusammen warten hier? Und sag mal, willst du etwa auch zum Finanzamt?"

Luis konnte zu diesen Fragen nur lachend den Kopf schütteln: „Wir alle warten auf die Senores vom Finanzamt. Wenn wir Glück haben, kommen sie nur eine halbe Stunde später als angesetzt. Dann nehmen sie da oben auf der Bühne Platz und jeder wird einzeln aufgerufen und muß dort Rede und Antwort stehen."

Alfred war platt. Er schwitzte vor sich hin. Er erlebte die ersten Aufrufe und die Verhandlungen auf der Bühne, wobei allerdings hier unten nichts zu verstehen war, denn das Volksgemurmel wogte unentwegt.

Wundern mußte sich Alfred nur über diese regelrecht zerlumpten Gestalten, denen der Staat die letzten Pesetas aus der Tasche ziehen wollte. „Überall dasselbe!" dachte Alfred. „Die Ärmsten sind auch hier die armen Hunde, denen der Staat das Fell über die Ohren zieht. Wie bei uns in Deutschland!" Und er spielte schon mit dem Gedanken, ob er dann nicht doch lieber zurück sollte.

Da die Aufrufe in alphabetischer Reihenfolge vorgenommen wurden, mußte Alfred Lorenz eine ganze Weile warten. Die Unruhe hatte sich etwas gelegt, aber er schwitzte weiter. Als er dann endlich seinen Namen hörte, wußte er nicht, wie ihm geschah. Mit seinem Koffer stand er vor dem Tisch der drei Senores, die ihn freundlich, aber prüfend zu mustern schienen. Auf eine Art Donnerwetter war Alfred gefaßt. Aber nichts passierte. Er wurde nur von oben bis unten betrachtet. Und Alfred hatte plötzlich das Empfinden, als spräche aus den Gesichtern dieser Mächtigen ein Anflug von Wohlwollen. Ob sie ihm vielleicht die Strafe für seine Nichtanmeldung erlassen würden, wenn auch er sich recht freundlich verhielte?

Dann steckten die drei Herren ihre Köpfe zusammen, tuschelten etwas miteinander, und der Vorsitzende gebot ihm, Platz zu nehmen.

„Senor Alfredo Lorenzo, wie geht es Ihnen?"

Alfred war überrascht: „Danke, meine Herren, es geht mir gut!" beeilte er sich in einer Art „um schön Wetter bittend" zu antworten.

„Ja, das sehen wir. Sie scheinen sich gut eingelebt zu haben?"

„Ja, wir fühlen uns hier sehr wohl!"

„Den Eindruck haben wir auch, Senor Lorenzo. Und Ihrer Frau? Gefällt es ihr ebenfalls in Spanien?"

„Ja, danke, meine Frau fühlt sich hier wie zu Hause."

„Das freut uns, Senor Lorenzo. Und sind Sie auch mit der geschäftlichen Entwicklung zufrieden?"

Jetzt wird's schwierig, dachte Alfred. Was soll ich bloß sagen? Dann faßte er sich ein Herz: „Ja, meine Herren, alles braucht natürlich seine Zeit. Wir hoffen, daß es im Laufe der Jahre besser wird."

Die Herren steckten wieder die Köpfe zusammen, schauten zwischendurch auch mal zu Alfred rüber, der sich fühlte, als befände er sich auf einer Versteigerung. Dann fragte der Chef dieses Dreigestirns nach der Höhe des Umsatzes und des Einkommens abzüglich aller Ausgaben.

Alfred hatte diese Zahlen im Kopf, der ihm, nachdem er die Fragen beantwortet hatte, auch nicht leichter wurde.

Wieder wurde beraten und der Delinquent taxiert. Alfred fühlte sich einem Herzinfarkt nahe und zitterte und schwitzte stärker als vorher. Die Herren machten einige Notizen, wobei sie Alfred nicht aus den Augen zu lassen schienen. Nach einigen Minuten wurde ihm eröffnet:

„Senor Lorenzo, wir danken Ihnen für Ihr Erscheinen. In den nächsten Tagen bekommen Sie schriftlichen Bescheid. Buenas dias!"

Nach ein paar Tagen bekam Alfred Post vom Finanzamt. Er wurde aufgefordert, einen Betrag an Einkommensteuer zu bezahlen, der weit unter seinen Befürchtungen lag. Alfred und Helga atmeten erleichtert auf.

In der nächsten Woche traf Alfred seinen Freund Luis. Natürlich unterhielten sie sich über ihr Treffen beim Finanzamt. Und Alfred fiel aus allen Wolken, als er hören mußte, wie wichtig es sei, dort mit den ältesten Klamotten am Leibe zu erscheinen, um damit die Not des wirtschaftlichen Daseins zu dokumentieren.

Darauf stand Alfreds Entschluß fest. Neben seinem Supermarkt eröffnete er einen Trödelladen, mit allem nur erdenklichen Krims-Krams und vor allen Dingen mit alten Klamotten zum Anziehen.

Als er nach wiederum fünf Jahren die nächste „Einladung" vom Finanzamt erhielt, wurde er von seiner Frau Helga zünftig eingekleidet. Wieder saß er in der Menge dieser finanzamtsbedrohten „Zigeuner-Bande" und erwartete sein Schicksal.

Diesmal hatte er nur einen alten Pappkarton mit den eventuell gewünschten Unterlagen seiner Buchführung bei sich. Als ihn die drei Senores erblickten, ging ein sichtbar mitleidiges Empfinden über ihre Gesichter. Dazu hatte Alfred seinen Kopf etwas zur Seite geneigt, so daß er wirklich einen bedauernswürdigen Eindruck machte.

„Bitte, Senor Lorenzo, nehmen Sie Platz," sagte der Leiter der Kommission. „Möchten Sie vielleicht ein Glas Wasser? Geht es Ihnen nicht gut?"

Mühsam brachte Alfred hervor: „Danke, meine Herren, ich hoffe, mich wieder zu erholen."

Die Herren steckten die Köpfe zusammen, blickten ein paarmal auf, tuschelten miteinander und schauten wieder zu Alfred hinüber.

Nun fing Alfred doch langsam zu schwitzen an. Sollten die gestrengen Herren sein Spiel durchschaut haben? Ihm war jetzt wirklich nicht gut. Ihm wurde richtig elend und leicht übel. Bis er unverhofft erlöst wurde:

„Senor Lorenzo, wir sehen Ihnen an, wie schlecht es Ihnen geht. Wahrscheinlich ist Ihr Gesamtzustand auch auf Ihre wirtschaftliche Lage

zurückzuführen. Vermutlich haben wir Ihnen bei der letzten Veranlagung zuviel zugemutet, Sie überschätzt. Wir werden Ihnen, damit Sie die Möglichkeit haben, wieder auf die Beine zu kommen, die Einkommensteuer für die nächsten fünf Jahre erlassen und Ihnen einen Teil der bereits gezahlten Steuern erstatten. Über die Höhe des Betrages werden wir Ihnen schriftlich Bescheid zukommen lassen. Wir danken Ihnen für Ihr Erscheinen und wünschen Ihnen gute Besserung. Buenas dias, Senor Lorenzo."

Auf! Ihr Freunde und Lumpen! Oh, Verzeihung! - Ihr Freunde in Lumpen: Auf, nach Spanien!

*

Es lebe der Datenschutz!

„Jetzt langt's mir! Jetzt ist ein für allemal Schluß damit! Und das will ich dir auch gleich sagen: Wenn du nicht sofort etwas unternimmst, um diese verdammten Schweinereien abzustellen, dann verschwinde ich auf Nimmerwiedersehen! Und du kannst deinen ganzen Mist allein ausbaden!"

„Aber Mausi," wollte Joschi seine Frau mit ausgebreiteten Armen auf dem Wege durch die Diele beruhigen, „was hast du denn? Wer hat dich denn ..."

„Laß mich in Ruhe! Rühr mich nicht an! Sobald dicke Luft ist, verdrückst du dich. Jedes Mal habe ich mich mit all den Leuten herumschlagen müssen, die irgendwas von uns wollten. Und wie oft war in der letzten Woche der Gerichtsvollzieher bei uns? He, weißt du das überhaupt? Dich läßt das natürlich alles kalt!"

„Aber Mausi ..."

„Jetzt ist Schluß mit Mausi! Aus und vorbei! Schluß, fertig, ich hau ab!"

So sausten die beiden kreuz und quer durch die ganze Wohnung.

In einem solchen Zustand hatte Josef Hecht seine Frau noch nicht erlebt. Und er suchte krampfhaft nach einer Möglichkeit, Herr der Situation zu werden. Plötzlich pfiff er ohrenbetäubend auf zwei Fingern, zog etwas aus seiner Brusttasche, wedelte damit triumphierend seiner erschrockenen Frau zu und erklärte mit dem strahlendsten Gesicht: „Wir sind gerettet!" Und dann ließ er dieses „Etwas" wieder in seiner Tasche verschwinden.

Tina kam langsam auf ihn zu: „Was hast du da eben gezeigt? Gib es her!"

Joschi strahlte noch immer, aber er schüttelte den Kopf: „Äh, äh! Nicht früher als bis du versprichst, mich in aller Ruhe anzuhören. Komm, setz dich zu mir!"

Tina bewegte sich langsam und mit krauser Stirn in Richtung angebotenem Platz und ließ Joschi dabei nicht aus den Augen.

„Ich habe jetzt die volle Unterstützung der Regierung!" sagte er, sich die Hände reibend.

„Sag mal, spinnst du? Bisher habe ich nur erlebt, daß dich die Gerichte wie einen Hasen auf der Treibjagd hetzten."

„Nun laß mich doch mal in aller Ruhe aussprechen! Die Sache ist wirklich bombensicher! Und wir haben nicht nur die Regierung hinter uns,

sondern auch die geschlossene Oposition! Die bringen sich ja förmlich um, uns das Leben zu erleichtern!"

Tina schüttelte anhaltend den Kopf. „Joschi, Joschi, dir sind wohl die Karnickel aus dem Stall gesprungen! Du willst mich jetzt doch ebenso einwickeln, wie du es mit all den andern machst."

Joschi hob beschwörend die Hände und brannte darauf, seinen Plan zu erklären: „Also die Sache liegt so: Es ist da ein neues Gesetz in Kraft getreten. Das Datenschutz-Gesetz. Wenn wir wieder mal die Wohnung wechseln, brauchen wir nicht anzugeben, wohin wir ziehen ..."

„So'n Quatsch! Das stimmt doch gar nicht! Wir müssen uns ab- und anmelden!"

„Herrgott, Mausi, kannst du nicht mal abwarten, bis ich dir alles verklikkert habe?! Wenn wir die nächste Wohnung wieder irgendwo in Hessen mieten, geht alles ganz formlos. Unsere Wohnung ist sozusagen ganz Hessen! Und bei einem Umzug innerhalb Hessens ziehen wir quasi nur vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer. Du brauchst gar nicht so den Kopf zu schütteln! Das ist so! - Und dann kommt noch eine Wohltat der Regierung für die Bedrängten: Jede Auskunft beim Einwohnermeldeamt muß erst von dem Angefragten genehmigt werden! Wenn der „nein" sagt, dann erfährt niemand etwas. Und all die Leute, die etwas von mir wollen, können lange suchen. Ist das kein Fortschritt?"

Tina war es anzusehen, wie sie überlegte, welche Vorteile sich ihnen für die Zukunft böten. Sie konnte es noch nicht fassen, daß man ihnen und all den anderen kleinen und großen Gaunern eine solche Chance bieten sollte. „Ist das wirklich wahr? Oder willst du nur meine augenblickliche Stimmung umkrempeln?"

„Klar wie Kloßbrühe! Aber das ist noch nicht alles! Das, was ich dir erzählt habe, gilt für alle Bundesbürger. Bloß, die meisten werden nicht viel damit anfangen können, weil sie viel zu normal leben, eben brave Bundesbürger sind. Wir Cleveren werden dieses Angebot voll ausschöpfen! Wir wären ja direkt bescheuert, wenn wir da nicht schalten sollten! Aber das ist noch nicht alles, was ich heute zu bieten habe!" Bei diesen Worten zog Joschi wieder dieses kleine, grüne Papier in Postkartengröße aus der Tasche und fuchtelte damit herum:

„Dies hier ist Joschis Krönung für den Super-Daten-Schützling! - Ich bin Mitglied eines Autorenverbandes!"

Jetzt machte Joschi genießerisch eine Pause, lehnte sich zurück und erfreute sich an Tinas Sprachlosigkeit. Nach einer Weile beugte sie sich vor und sagte, ihn genau beobachtend:

„Joschi, bist du sicher, alle Fahnder noch fest im Griff zu haben? Oder hast du vielleicht ein paar Dellen im Gehirn?"

„Mausi!" begeisterte sich Joschi, „der Super-Knüller dieser Jahrhundertidee mit dem Datenschutz in Verbindung mit meiner Mitgliedschaft beim Autorenverband ist ... mein Pseudonym! - Jetzt biste platt, was?!"

„Was ist das für'n Ding, was du besorgt hast?"

„Mit meinem Pseudonym kann ich beim nächsten Umzug problemlos alle Spuren beseitigen! Niemand wird uns wieder verfolgen."

„Kannst du dich nicht ein bißchen deutlicher ausdrücken? Ich verstehe nur immer ‚Bahnhof'!"

„Paß auf! Ein Pseudonym ist wie ein ganzer Sack voll ‚Krähenfüße', die du aus deinem Auto auf die Straße streust, damit die Verfolger garantiert aufgeben müssen."

„Alles klar!" rief Tina beglückt wie ein Kind zu Weihnachten. „Die Verfolger können vor lauter Plattfüßen nicht mehr weiterfahren!" Und nach kurzem Nachdenken: „Aber das ist doch recht umständlich, sich immer mit einem Sack Pseudonym-Krähenfüßen abzuschleppen!"

„O Gott, Mausi, bist du heute behämmert! Das Pseudonym ist ein Deckname! Und das mit den Krähenfüßen habe ich doch bloß als bildlichen Vergleich gebracht."

„Das ist wirklich ein bißchen zu hoch! Du kannst doch nicht unter einem Decknamen vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer ziehen!"

„Klar, kann ich das! Denk doch mal an all die Künstler und Schriftsteller, die im Grunde unter einem falschen Namen leben. Nur mit dem Unterschied zu mir, daß sie gar nichts damit anfangen und vom Namen allein nicht leben können. Bei mir wird das ganz anders sein. Mein Pseudonym werde ich als echte Lebenshilfe benutzen und in meinem Autorenpaß ist er auch eingetragen."

„So langsam komme ich jetzt dahinter. Nur frage ich mich, wie die dich überhaupt in dem Schriftsteller-Club aufnehmen konnten. Muß man da nicht irgendetwas vorlegen?"

„Klar, muß man das! Ich habe denen meinen letzten Brief ans Sozialamt vorgelesen. Der Vorsitzende meinte, es sei eine reife Leistung und fragte mich nach weiteren Veröffentlichungen."

Tina kam aus dem Staunen nicht raus. Und dann wollte sie mehr über die ganze Sache wissen: „Kann denn da jeder Mitglied werden? Muß man da nicht von Beruf Schrifsteller sein?"

„Schriftsteller oder Autor, wo liegt da der Unterschied? Jeder, der etwas

verzapft und dies schriftlich festhält, der ist Autor! Und schließlich muß ja jeder Autor einmal angefangen haben. Ich fange eben jetzt an! Und mal sehen, vielleicht macht mir die Sache sogar Spaß!"

„Ja, aber du mußt doch auch Einfälle haben! Wie willst du das bloß machen?"

„Also soviel weiß ich jetzt schon. Am leichtesten hätte ich es, wenn ich mit moderner Lyrik anfinge. Mein neuer Vorsitzender gab mir da etwas von dem Österreicher Ernst Jandl mit. Hör dir das an:

‚der knall
derknallderknall
diekehlediekehle
derknalldiekehle

diekälte
diekältediekälte
dergriffdergriff
dergriff

derkopf
derkopfderkopf
diehupediehupe
derkopfdiehupe
diehupe

Fazit: Es hupt im Kopf.'

„Sag mal, hat der dich da nicht verarscht?"

„Nein, nein! Das soll tatsächlich moderne Lyrik sein und dieser sogenannte Lyriker verdient noch harte Mäuse mit dem Quatsch!"

Mausi guckte immer noch ungläubig.

„Paß auf! Da schreibt also einer all das auf, was ihm so in den Sinn kommt, und zwar im Telegrammstil. Und die Wörter nicht etwa nebeneinander in einer Reihe, sondern möglichst einzeln untereinander. Wahrscheinlich deshalb, damit das Blatt bald voll ist. Ich will gleich mal versuchen, ob ich das hinkriege:

‚Im September
autos blank
menschen warten
tor geöffnet
stars erscheinen
kamera klickt
gewitter droht
in ferne
hochzeit.'

„Aber Joschi, das finde ich ganz irre! Da ist doch alles drin! So sieht es tatsächlich aus: Die Autos alle auf Hochglanz poliert, die Leute stehen und warten, aus der Tür kommt das Brautpaar, dann wird geknipst, na und das erste Gewitter ist auch schon in Sicht! Ich bin begeistert!"

Joschi gefiel diese Reaktion durchaus. Erstens war der befürchtete Krach glatt abgebogen, und zweitens das Ergebnis besser als erwartet. Tina war richtig high von der neuen Idee.

„Weißt du was, Joschi, ich spür in mir das unentdeckte Talent. Ich werde auch Mitglied im Autorenverband. Moderne Lyrik liegt mir ganz bestimmt! Vielleicht werden wir das Zeug sogar irgendwo los und können noch ein paar ‚Mäuse' machen. Und einen schönen Krähenfuß möchte ich auch haben!"

„Mausi!!!" schrie Joschi, daß die Wände wackelten, „du bis ja ganz große Klasse! Ich sehe schon einiges voraus. Wenn wir uns da richtig reinknien, wird das Ergebnis eine Spitzenleistung!"

„Ich bin dafür, daß wir keine große Zeichnung machen, sondern gleich loslegen. Wenn ich an den heutigen Vormittag denke, wo uns die Gläubiger die Bude einliefen, dann krieg ich jetzt noch Zustände. Also, was passiert zuerst?"

„Zuerst kommt an die neue Wohnungstür mein Pseudonym! Das Schild habe ich schon mitgebracht. Hier ist es!" Damit legte er ein kleines Messingplättchen auf den Tisch.

Tina sah es sich an und machte ein langes Gesicht. „Gerhard Baum", sagte sie enttäuscht. „Wie biste denn auf diese Schnapsidee gekommen? Ich meine, wir sollten uns so einen ganz besonders ausgefallenen Namen zulegen!"

Joschi breitete seine Arme aus. Dann sagte er theatralisch:

„Das Schicksal meint es ab heute gut mit uns. Wir dürfen es nicht kränken und müssen jeden Tag dankbar annehmen. Erstens lag dieses Schild mit dem Namen ‚Gerhard Baum' herrenlos auf einem Ladentisch, und zweitens ist mir sofort eingefallen, daß ein Baum am besten nicht allein steht."

„Na gut, wenn damit die Aktion beschleunigt wird, ist das schon in Ordnung. Sag mal, hast du das Ding etwa bezahlt? Und wovon?"

„Wo denkst du hin?! Ich bin doch nicht verrückt!"

„Dann bin ich ja beruhigt! Aber was ist damit, daß ein Baum am besten nicht allein steht?"

„Na das ist doch klar! Da müssen eben noch ein paar Bäume hin!"

„Ja, aber wozu? - Und wo willst du sie hernehmen?"

„Aber Mausi! Nun stell dir doch mal vor, du bist in einem Wald und ‚mußt' mal! Du gehst unter einen Baum und pinkelst. - Kannst du mir folgen?" -Tina nickte, aber nicht sehr überzeugend. Und Joschi erklärte weiter: „So, nun kommst du nach ein paar Tagen wieder in diesen Wald und da ‚mußt' du gerade wieder. Und nun wird die Sache schwierig. Denn du willst unbedingt wieder unter diesen Baum von letztens, kannst ihn aber nicht finden, weil sie alle gleich aussehen. - Haste nun begriffen?"

„Nee!" sagte Mausi mit dümmlichem Gesicht. „Warum soll ich unter einen Baum gehen, wenn ich mal ‚muß'? Du bist doch immer derjenige, der dann zum nächsten Baum rennt!"

„Mensch, Tina, ich glaub, du bist doch blöder als ich je vermutet habe!" Joschi war schon am Verzweifeln und dachte, daß seine ganze schöne Idee mit dem sorglosen Leben für die Katz sein wird.

Aber Mausi wäre wohl geplatzt, wenn sie nicht hörbar Luft abgelassen hätte und schrie dann hinaus:

„Mann, Joschi, du läßt dich so einfach auf den Mond schießen und merkst nicht mal, wo die Reise hingeht! Na, ich denke, ich sollte mir für die nächste Zeit einen weniger bekloppten Partner suchen!"

Weiter kam Tina nicht, denn Joschi war bereits aufgesprungen und versuchte, sie zu erwischen. Es blieb beim Versuch. Die Gemüter beruhigten sich und Joschi verklickerte weiter seinen Plan:

„Na schön, das hast du also begriffen. Ich habe nämlich vor, meine Kumpels, denen es ebenso dreckig geht wie uns, in dieses Unternehmen einzuspannen."

„Ist schon gut, Joschi, du kannst dir fürs erste alle Einzelheiten sparen.

Wichtig ist, daß wir schnellstens etwas für unsere Rettung tun!"

„Was meinst du wohl, warum ich heute so zeitig raus bin und so spät nach Hause kam, he? Außer, daß ich inzwischen Gerhard Baum geworden bin, habe ich auch schon eine neue Wohnung in Edelgrift gemietet."

„Aber Joschi, du bist ja super!" jubelte Tina. „Willst du mir mal verraten, wie wir dort die Miete bezahlen wollen?"

„Meine liebe Mausi, seit ich Gerhard Baum heiße, sind wir absolut schuldenfrei, und es sprudeln nur so die neuen Quellen. Der Hausbesitzer hat die gleichen Probleme wie wir. Er hat auch Schulden. Ich habe ihm gegen freies Wohnen eine Super-Idee verkauft. - Da biste platt, was?"

„Das kannste laut sagen! - Und wie sieht diese Idee aus?"

„Ich habe ihm versprochen, ihn zum Mitglied im Autorenverband zu machen, und ich habe ihm zusätzlich ein Pseudonym verkauft. Ich habe zwar eine Weile fleißig reden müssen, aber am Ende war er überzeugter als ich."

„Also Joschi, ich erkenne dich einfach nicht wieder. Und was für ein Pseudonym hast du ihm verkauft?"

„Gerhard Baum!"

„Wie, der auch?"

„Aber Tina, denk doch an dein Pinkeln im Wald!! Wenn da der Gerichtsvollzieher zu Gerhard Baum kommt, dann hat er schon mal zwei zum Aussuchen. Und bei einigermaßen geschicktem Verhalten wird der damit eine Weile zu tun haben. Und damit er es noch ein bißchen schwerer hat, werde ich dafür sorgen, daß noch ein paar Baums aus dem Boden schießen."

Tina war der Unterkiefer immer weiter heruntergefallen. Sie kam aus dem Staunen nicht heraus. Doch dann sprang sie auf und schrie: „Joschi, du bist Spitze!" Darauf war sie in Richtung Küche verschwunden und kam nach wenigen Sekunden mit dem gleichen Schwung und Enthusiasmus zurück, wobei sie mit einem Schraubenzieher auf Joschi zustürmte, der erschrocken auswich.

„Was ist denn mit dir los? Hast du dich aufs heiße Bügeleisen gesetzt?"

„Joschi, mach nicht so'n Gesicht, als wär dir der Finger in der Nase abgebrochen! Ran an die Arbeit!"

„An welche Arbeit? Mir fehlt die Kondition!"

„Joschi! fauchte seine Mausi zurück. „Hier hilft kein Kneifen! Schraub sofort unser altes Namensschild ab und das neue an!"

„Sag mal, biste übergeschnappt? Das soll doch erst unsere neue Wohnung zieren!"

„Red keinen Quatsch! Hier muß es ran, verstehst du! Wir müssen doch immer damit rechnen, daß im nächsten Augenblick jemand vor der Tür steht, der uns das Leben zur Hölle macht! Auf geht's!"

„Nein, ich denke nicht daran! Damit können wir uns die ganze Tour vermasseln!"

„Alles oder nichts! Wenn du nicht willst, dann mach ich das bißchen!"

Sie verließ das Zimmer. Joschi blieb in seinem Sessel sitzen. Na gut, dachte er, wenn ich auch keinen Sinn darin sehe, jetzt schon den Namen zu wechseln, so bleibt uns wenigstens ein neuer Krach erspart und notfalls können wir die ersten Erfahrungen mit dem neuen Namen sammeln. Abwarten und Tee trinken! - Warum eigentlich Tee, dachte er? Und dann schrie er durchs Haus: „M A U S I !!!"

„Was ist denn jetzt schon wieder los?" Tina stand mit dem Schraubenzieher in der Hand unter der Tür.

„Hängt unser Pseudonym?"

„Nein, es hängt nicht! Es sitzt! - Noch was?"

„Ich meine, heute ist ein denkwürdiger Tag. Sollten wir da nicht Grund zum Feiern haben?"

„Feiern?? - Immer!!" Tina war blitzschnell in bester Laune.

„Haben wir noch was da?"

„Immer!" Tina war schon unterwegs. Nach wenigen Augenblicken stand sie wieder in der Tür. In ihrer erhobenen Hand hielt sie eine dickbauchige Flasche: „Das Mineralwasser der neuen Armut!" Sie strahlte nicht nur übers ganze Gesicht. Alles an ihr strahlte!

„Wo hast du die her?"

„Da ist noch ein kleiner Rest von fünf Flaschen aus der Weihnachtsgratifikation von deinem Boß!"

„Von welchem?"

„Von welchem?!! Na von dem, wo du die vier Zimmer tapeziert hast!"

„Ach so, der! Ich dachte schon, du meinst den, wo ich das Bad gefliest habe."

„Also den meine ich bestimmt nicht! Von dem haben wir den Whisky!

„Ja, richtig! Hatten wir nicht auch ein paar Flaschen Wein von irgendwem bekommen?"

„Natürlich haben wir auch Wein bekommen! Aber der war von dem, wo du das Gewächshaus aufgestellt hast."

In diesem Moment schlug die Türglocke an.

„Geh du!" sagte Tina.

„Nein, geh du!" sagte Joschi.

„Nein, ich gehe nicht! Ich habe heute schon genug Leute abwimmeln müssen."

„Wenn einer geht, dann bist du das! Es war deine Idee, das Schild schon heute auszuwechseln." - Es läutete wieder.

Tina stand entschlossen auf, warf einen giftigen Blick zurück und sagte: „Blödmann!"

Joschi war auch aufgestanden und schlich sich soweit heran, um das zu erwartende Gespräch mitzukriegen.

Es läutete zum dritten Mal. Tina öffnete. Sie hatte sich auf die neue Situation eingestellt: „Sie wünschen?" fragte sie mit neutraler Stimme.

Der Herr, so Ende fünfzig, hatte eine dünne Aktenmappe bei sich, und er machte einen verbindlichen, freundlichen Eindruck. Keineswegs schien er ein Beamter zu sein.

„Verzeihen Sie bitte, wenn ich bei Ihnen geläutet habe. Ich wollte eigentlich zu einem Herrn Josef Hecht. Ist die Adresse vielleicht falsch?"

„Hechts haben hier gewohnt. Kann ich etwas ausrichten?!"

„Ach nein, danke. Das geht leider nicht. Aber Sie können mir wohl die neue Anschrift sagen?"

„Jaaa ..., das tut mir leid. Die weiß ich auch nicht."

„Aber wenn Sie etwas ausrichten können, Frau Baum," - dabei hatte er sich auf dem Schild noch schnell des richtigen Namens versichert - „dann wissen Sie vielleicht, wo sie jetzt wohnen?"

Tina behielt die Ruhe. Sie war den Umgang mit Leuten gewohnt, die etwas von ihr wollten. „Nun, ich weiß wirklich nicht die neue Anschrift. Frau Hecht wollte noch einmal vorbeikommen. Bei der Gelegenheit könnte ich sie ja fragen." Dabei lächelte sie ihren Gesprächspartner überaus süß an. „Aber ich würde das nur für Sie tun, wenn Sie mir verraten, von welcher Firma Sie kommen. Denn daß Sie kein Gerichtsvollzieher sind, das sieht man Ihnen an."

Es tut mir leid, Frau Baum, Ihnen das nicht sagen zu dürfen. Wissen Sie, es gibt da nämlich ein neues Gesetz, ein sogenanntes Datenschutz-

Gesetz. Das verbietet uns, irgendwelche Hinweise zu geben, die einem andern schaden könnten."

„Ach," sagte ‚Frau Baum', „dann kann ich mir schon denken, woher Sie kommen. Ihre Firma ist ganz bestimmt ein Inkasso-Büro, nicht wahr?"

Der Herr hatte sich etwas weniger unter Kontrolle. Ein schneller Augenaufschlag hatte ihn verraten. „Es tut mir wirklich leid, Ihnen keinerlei Auskünfte geben zu können. Lieber will ich verzichten, die neue Anschrift zu erfahren. Auf Wiedersehn, Frau Baum! Und vielen Dank für die gute Absicht!"

Tina blieb noch solange an der Haustür stehen, bis der Besucher außer Sicht war. Dann stürmte sie in die Wohnung:

„Du, wir müssen hier schleunigst verschwinden!"

Joschi saß bereits seelenruhig in seinem Sessel und rieb sich die Hände: „Fabelhaft, wie du das gemacht hast! Mausi, jetzt wird uns das Leben so richtig Spaß machen. Bring die Gläser! Das muß begossen werden!"

Auch Mausi war in Hochstimmung. Nach dem zweiten Schluck kam sie wieder aufs Thema: „Also wann hauen wir hier ab?"

„Das ist schon alles geregelt. Übermorgen kommt Karl mit dem Leihwagen von der Inter-Rent. Du weißt doch, das ist der, der bei diesem Zubringerdienst arbeitet. Seine Firma braucht den Wagen für einen halben Tag. Den Rest des Tages fährt er für uns auf deren Kosten. Und der Herbert nimmt seine Erkältung und wird uns ebenfalls helfen."

„Aber sag mal, Joschi, da muß ich doch für übermorgen etwas zu futtern besorgen. Hast du noch ein paar Märker?"

„Nee, ich bin blank wie unser neues Messingschild. Aber mach dir keine Sorgen! Morgen geh ich zum Schlachter, dem ich das neue Transportband eingebaut, und zum Bäcker, dem ich die Backstube geweißelt habe."

„Na, Gott sei Dank! Dann ist die Lage ja wieder mal gerettet."

Der Freitag kam. Der Tag des Umzugs. Der Vormittag verlief ohne Schwierigkeiten. Kein ungebetener Gast hatte sich blicken lassen. Karl war mit der Arbeit für seine Firma zeitig fertig. Um 11 Uhr fuhr er bereits vor. Herbert hatte schon seit morgens mitgeholfen.

„So, Leute," sagte Joschi, „ihr wißt Bescheid! Ich meine, das mit dem Packen sowieso, aber wenn jemand kommt, und einen Namen wissen will oder nach jemanden fragt, dann braucht ihr euch nicht zu verstellen: bleibt hübsch doof ..." Weiter kam er nicht. Er konnte gerade noch einem fliegenden Gegenstand ausweichen.

Um halb drei war der Wagen bis unters Dach voll gepackt. Sie hatten ja auch wie im Akkord geschuftet. Jetzt saßen sie im Sonnenschein vor der Tür und verdrückten Tinas Brötchen. Einige Fremde waren ab und zu vorbeigekommen und hatten einen kurzen Blick rübergeworfen. Aber jetzt stand auf der anderen Straßenseite ein Mann, dem man nicht trauen konnte, denn er blieb einfach stehen und zeigte gesteigertes Interesse.

Joschi, Tina und die beiden Freunde begannen zu rätseln, was dieser Mensch da drüben wohl zu bedeuten hätte. Keiner kannte ihn, keinem war er geheuer. Doch dann bewegte er sich langsam herüber und blieb erst so zwei Schritte vor ihnen stehen.

„Guten Tag!" sagte er, alle der Reihe nach ansehend. „Wen kann man hier mal ansprechen?"

„Wir haben zwar gerade Pause," meinte Joschi, „aber ich will nicht so sein. In dem Fall mach ich auch mal Überstunden. Weil Sie es sind! Fragen Sie nur!"

„Also ich möchte zu Herrn Hecht. Der wohnt doch hier?"

Joschi holte tief Luft. „Der Herr Hecht hat hier gewohnt!"

„Sind Sie sicher, daß er hier gewohnt hat? Vielleicht zieht er gerade um?"

„Na hören Sie mal! Ich werde doch wohl wissen, wer hier umzieht!"

„Sicher, sicher, das glaube ich Ihnen. Aber vielleicht gehören die Möbel auf dem Wagen Herrn Hecht und dann wird er sich gewiß bald sehen lassen oder den Wagen am Zielort in Empfang nehmen. Ich werde eben solange warten, bis der Wagen abfährt und ihm dann hinterherfahren."

Das verschlug Joschi die Sprache. Er sah seine Freunde an, und er tat es recht langsam - bis ihm ein erlösender Gedanke kam: „Na, Sie sind gut! Ich sagte Ihnen doch, daß Hechts bereits umgezogen sind. Diese Möbel gehören mir, und wir sind gerade dabei, hier einzuziehen. Sie können sich überzeugen! Das Namensschild habe ich bereits angebracht."

Alle Beteiligten zeigten ein breites Grinsen. Nur der Mann im feinen Anzug zog ein langes Gesicht. Er machte ein paarmal „hmm - hmm - hmm," sah allen eindringlich aber freundlich in die Augen, schloß sich dem allgemeinen Grinsen an und meinte dann gelassen:

„Na ja, wenn die Sache so liegt, dann werde ich auch mal ein Päus'chen einlegen und Ihnen beim Ausräumen des Möbelwagens zusehen. Nichts soll so gesund sein, wie andern Leuten bei der Arbeit zuzusehen." Damit drehte er sich um, ging zur anderen Straßenseite und setzte sich auf eine kleine Mauer.

„Dem wird bald die Lust vergehen," sagte Joschi.

„Hoffentlich!" meinte Tina.

„Bis 19 Uhr wollte ich den Wagen abgeliefert haben," gab Karl zu bedenken.

„Um halb neun muß ich bei meiner Evi sein!" sagte Herbert.

Um halb vier saß dieser Kerl da drüben immer noch. Dann rief er rüber: „Ihr macht aber lange Pause."

„Die Pausen sind das Beste von der ganzen Arbeit!" antwortete Karl.

„Ihr seid demnach richtige Profis! Ich dachte schon, Ihr wärt Amateure."

Herbert meinte im gedämpften Ton: „Wir wollen mal so tun, als wenn wir abladen und ein paar leichte Sachen wieder reintragen."

„Klar," sagte Tina, „vielleicht haut er dann ab."

Alle erhoben sich und gingen mißmutig an die Arbeit. Als die ersten Stücke wieder in der Wohnung standen, hielten sie Kriegsrat:

„Wir müssen diesen Idioten irgendwie loswerden," sagte Herbert, „denn um halb neun muß ich unbedingt bei Evi sein!"

„Das schaffen wir leicht," beschwichtigte Joschi. „Ich werde schon einen Trick finden, um ihn auf die Reise zu schicken. Was haltet ihr davon, wenn wir ihn zum Schnaps einladen? Dann können wir am ehesten erfahren, wielange er zu bleiben gedenkt."

Alle stimmten erwartungsvoll zu und Karl übernahm den Vorstoß.

„He, Kumpel! Du sitzt da so auf dem Trocknen. Komm mal rein!"

Er und Karl betraten das ehemalige Wohnzimmer mit seinen spärlichen Möbeln. Die andern saßen auf dem Fußboden und hielten sich an Flaschen fest.

Joschi reichte dem Fremden eine Flasche Bier, und Tina schenkte ihm einen Schnaps ein. „Prost!" sagten alle wie verabredet. Den Schnaps schluckte er wie einer, der das nicht zum ersten Mal tut und beim Bier zeigte er einen respektablen Zug. „An euch könnt' ich mich gewöhnen!" sagte er anerkennend.

Und wie die drei Freunde sich an ihn gewöhnten! Immer wieder wurde ihm eingeschenkt, und die andern tranken scheinbar mit ... bis er im einzigen und letzten Sessel sanft eingeschlafen war.

Behutsam wurde er in eine Ecke gelegt und mit ein paar alten Zeitungen zugedeckt. Mit affenartiger Geschwindigkeit wurden die letzten Möbelstücke aufgeladen, das schöne neue Namensschild abgeschraubt und die Tür von außen verschlossen.

Nun werden Sie fragen, wo die Hechts mit dem schönen Krähenfuß-

Pseudonym geblieben sind, und ob sie jetzt wirklich in Edelgrift wohnen. Es tut mir ehrlich leid, es Ihnen nicht sagen zu können. Eigentlich war ich nämlich hergekommen, um selbst herauszufinden, wo sie wirklich hinwollten. Ich war das erste Opfer des fantastischen Datenschutz- (sprich Tatenschutz-)Gesetzes.

Ich war leider der Mann, den sie so benebelt und dann eingeschlossen hatten.

... und die Hechts suche ich heute noch ...

*

Die Taufe

Herr Jonas Krause und seine Lebensgefährtin Rebekka Licht waren schon seit ihrer Studienzeit mit dem jungen evangelischen Pfarrer Witte befreundet. Sie hatten gemeinsam an Oster- und Friedensmärschen teilgenommen, und sie waren überhaupt auf allen möglichen Gebieten Repräsentanten des Fortschritts. Äußerlich war ihre Geisteshaltung durch nichts zu erkennen, wenn man von lila Halstüchern, langen, ungepflegten Haaren,einem ebensolchen Bart und dem schnuddeligen Gesamtbild absah.

„Ja," sagte Pfarrer Witte, „wenn ihr innerlich davon überzeugt seid, daß euer Josef-Maria diesen jüdisch-christlichen Namen haben soll, so werde ich die Taufe in aller Form vornehmen. Aber um allen christlichen Voraussetzungen gerecht zu werden, muß ich euch bitten, am kommenden Donnerstagabend bei mir im Pfarramt zu erscheinen, damit ich mir die Gewißheit verschaffe, daß euer kleiner Josef-Maria in wahrhaft christlichem Sinne aufwächst. Ihr solltet bemerken, daß ich nicht von Erziehung spreche, denn das riecht mir allzusehr nach Autorität. Und dagegen haben wir doch wohl alle etwas, nicht wahr?!"

Das Pärchen Krause/Licht hatte noch eine Frage: „Hast du da einen besonderen Plan für solche Feierlichkeiten? Müssen wir uns etwa irgendwie vorbereiten?" wollte Jonas von seinem Freund wissen.

Der Genosse Pfarrer winkte lachend ab: „Das schafft ihr mit Links!" meinte er gelassen.

Der Donnerstag kam und mit ihm das Pärchen Krause/Licht. Freund und Pfarrer Witte stieg gleich in seine kirchenamtliche Aufgabe ein: „Voraussetzung für ein Aufwachsen im christlichen Sinne ist, daß der Täufling in einem christlichen Hause lebt."

Hier wurde Klaus Witte von Jonas Krause bereits unterbrochen: „Na, ich denke, du kennst uns gut genug, um davon ausgehen zu können, daß wir fest auf christlichem Boden stehen! Schließlich haben wir dies sogar international bewiesen, als wir mit dem Internationalen Kirchentag für die Freilassung Nelson Mandelas protestiert haben!"

„Reg dich nicht auf, Jonas," sagte Pfarrer Witte beschwichtigend, „du weißt, daß ich bei euch nichts anzweifle. Es ist nur so, daß ich hier ein Formblatt der Kirchenbehörde ausfüllen muß, aus dem ersichtlich ist, daß ich mich an gewisse Vorgaben gehalten habe. Da ist alles bis ins Kleinste für eine Taufe geregelt. Wer getauft wird, ist nebensächlich. Die Frage ist nur nach weiblich oder männlich gestellt, damit auch der passende Name berücksichtigt wird."

„Und in dem Punkt herrscht kein Zweifel," schaltete sich Rebekka ein, „er ist männlich und soll Josef mit Bindestrich Maria heißen!"

„Aber ein paar Fragen aus dem Formblatt muß ich euch doch stellen, um die Behörde zu beruhigen," beharrte Pfarrer Witte. „Wie heißt also das dritte Gebot?"

Das Pärchen sah sich fragend an. Der Pfarrer wartete. Und Rebekka antwortete irritiert: „Du sollst nicht ehebrechen? Aber das ist doch für unsern Josef-Maria völlig absurd!"

Klaus Witte winkte begütigend ab: „Wenn der Täufling im Sinne der zehn Gebote aufwachsen soll, so kommt es der Behörde im Moment darauf an, daß die Paten fest auf christlichem Boden stehen und dazu gehört die Kenntnis der zehn Gebote. Und was du eben gesagt hast, Rebekka, ist nicht das dritte, sondern das sechste Gebot. Vielleicht könnt ihr mir sagen, wie das fünfte Gebot heißt?"

Wieder nahmen die beiden Blickkontakt auf, bis Jonas leicht verunsichert sagte: „Du sollst nicht stehlen?"

Der Pfarrer schüttelte den Kopf: „Du sollst nicht töten!"

„O Gott," sagte Rebekka, „muß man unsern kleinen Josef-Maria schon jetzt damit belasten? Wir werden natürlich bemüht sein, ihn von jeder Art des Tötens abzuhalten und ihn vorläufig nur mit Milch ernähren, aber schließlich sind ja auch alle Dosen-Fabrikate irgendwie mit Töten verbunden. Was sollen wir da tun?"

„Laßt euch darüber keine grauen Haare wachsen!" sagte wohlwollend Pfarrer Witte. „Wenn ihr auch die Reihenfolge der Gebote durcheinander bringt, so sehe ich doch, daß ihr in etwa wißt, wo sie zu finden sind. Und das soll meine letzte Frage sein: Wo kann man die zehn Gebote nachlesen?"

„In der Bibel!" sprudelten Jonas und Rebekka wie auf Kommando heraus.

„Sehr gut!" lobte Freund und Pfarrer Witte. „Damit habt ihr alle möglichen Hindernisse glänzend genommen. Der Taufe am kommenden Sonntag, nach der Predigt, steht nichts mehr im Wege."

Um elf Uhr dreißig war die Predigt beendet. Eine Schar Bekannter und Neugieriger hatten sich bereits beim Taufbecken versammelt, als Jonas mit dem Täufling im Arm und Rebekka an seiner Seite hinzutraten. Der Pfarrer war nach wenigen Augenblicken auch an seinem Platz und begann sofort mit der kurzen Zeremonie, um den kleinen Josef-Maria nicht ungeduldig werden zu lassen.

„Nachdem ich mich gründlich davon überzeugt habe," sagte Freund und Pfarrer Witte, „daß unser kleiner Mit- und Erdenbürger in einem christlichen Hause aufwachsen wird, taufe ich dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes auf den christlichen Namen Josef-Maria, und wir nehmen dich hiermit in die christliche Gemeinde auf."

Um alles formgerecht zu vollenden, hielt Jonas den Täufling über das Becken, und der Pfarrer nahm eine handvoll Wasser und träufelte dies über den Kopf des Täuflings.

Was dann allerdings geschah, hatte niemand erwartet: Dem Täufling schien das Wasser gar nicht zu gefallen. Er befreite sich mit einem Ruck aus Jonas' Händen und sprang dem Pfarrer ans Beffchen und krallte sich hier fest. Jonas konnte den Josef-Maria gerade noch am Schwanz festhalten, während der Pfarrer sein Beffchen zu retten versuchte.

Damit war der feierliche Akt zu einer wahren Gaudi der Neugierigen geworden. Hilflos wirkend entschuldigte sich der Freund und Genosse Pfarrer bei den Umstehenden mit den Worten: „Jesus hätte die Taufe nicht besser vornehmen können, denn schließlich war der Täufling mein erster Kater. Maria und Josef!!"

Nachtrag: Am 27. September 1990 erschien in der Hessischen Allgemeinen eine dpa-Meldung, nach welcher ein Pfarrer in Thüringen zwei Katzen die heiligen Sakramente gespendet hätte, sie also getauft habe.

*

Erich Glagau wurde am 17. Juli 1914 in Königsberg/ Ostpreußen geboren. Sein Kindheitstraum hat sich erfüllt. Er wurde Pilot (Luftfahrtsachverständiger), zuerst zivil, dann bei der Luftwaffe.

Nach dem Krieg war er Journalist, Handelsvertreter, Geschäftsführer, Marktforscher im In- und Ausland.

Es ist leichter einen Roman zu schreiben, in dem man über viele Seiten hinweg plaudern kann, als Kurzgeschichten. Sie erfordern auf wenigen Seiten eine logische oder phantastische Handlung, gepaart mit lustigen Einfällen und schließlich den „Knalleffekt". Und diese Verbindung findet man bei Erich Glagau meisterhaft gelöst. „Der Traum vom großen Geld" liefert hierfür wieder einmal den Beweis.

Der Literaturkritiker Dr. Hans Borgelt faßt diese Begabung so zusammen: „Kurzgeschichten gehören zu den schwierigsten literarischen Formen. Sie setzen präzises Denken, genaues Formulieren, Gefühl für die Wirksamkeit von Inhalten sowie deren ökonomische Aufbereitung und schließlich die Fähigkeit voraus, pointiert zu denken und zu schreiben."

Von Erich Glagau erschienen bisher: „Nichts wie nach Hause", „Das Geheimnis um Boris Stroganoff", „Das kam mir doch recht spanisch vor", „Verrückt - aber erfolgreich!", „Die grausame Bibel", „O Schreck! Ich habe geglaubt".

Verlag Werner Symanek • Gladbeck